

**WISSENSCHAFTLICHE ARBEIT
FÜR DIE
MASTERPRÜFUNG IN ERZIEHUNGSWISSENSCHAFT
AN DER
WIRTSCHAFTS- UND SOZIALWISSENSCHAFTLICHEN FAKULTÄT DER
EBERHARD KARLS UNIVERSITÄT TÜBINGEN**

**Marginalisierte Erkenntnis oder Erkenntnis der Marginalisierten?
Verschiebungen und Kontinuitäten in der feministischen Erkenntnistheorie**

Eingereicht bei

Prof. Dr. Marcus Emmerich

Erstellt von

Marie Kaltenbach

Master-Studiengang „Bildung und Erziehung: Kultur – Politik – Gesellschaft“

Eingereicht als Masterarbeit an der Universität Tübingen am 28.03.2022

Zur Veröffentlichung überarbeitet am 12.04.2023

Inhaltsverzeichnis

1.	Einleitung	1
1.1	Feministische Erkenntnistheorie – Ein Abriss	3
1.2	Erkenntnisinteresse und Erkenntnispolitik	7
1.3	Geschlecht in der Erziehungswissenschaft	9
1.4	Aufbau der Arbeit und Fragestellung.....	11
2.	Kontroversen um Marginalisierung	13
2.1	Nahe und ferne Erfahrungsräume: Zur Übersetzung Amanda Gormans	14
2.2	Selbst- und Fremdzuschreibung: Das Lesbenfrühlingstreffen 2021 in Bremen	17
2.3	Betroffenheiten: Die polarisierte Debatte um Prostitution.....	20
3.	Diskussion der feministischen Standpunkttheorie als Erkenntnistheorie	23
3.1	Differente Standpunkte und Diskursivität: Warum es nach Hekman kein privilegiertes Wissen gibt.....	24
3.2	Materialismus und Arbeit: Hartsocks feministischer historischer Materialismus	26
3.3	Ungleichheit als Strukturprinzip: Collins' <i>Black Feminist Thought</i>	29
3.4	Weniger falsche Wahrheiten: Hardings <i>Strong Objectivity</i>	32
4.	Dekonstruktion einer Kategorie – Dekonstruktion von Erkenntnis?	35
4.1	Von der faktischen Realität des Geschlechts: Maihofers Verständnis von <i>Geschlecht als Existenzweise</i>	37
4.2	Unfreiwillige Mitgliedschaft: Youngs Verständnis von <i>Geschlecht als serielle Kollektivität</i>	39
4.3	Feminismus als Kritik und Utopie: Benhabib zu Normativität feministischer Theorie.....	42
5.	Verschiebungen und Kontinuitäten – Denkfiguren feministischer Erkenntnistheorie.....	44
5.1	Identität	45
5.1.1	(De-)Ontologisierung von Geschlecht	46
5.1.2	Die Ambivalenz von Kategorien	49
5.2	Authentizität	52
5.2.1	Authentizität als Zugang zur objektiven Wirklichkeit	53
5.2.2	Die innere Wahrheit des Subjekts als Authentizitätsmarker	56
5.2.3	Betroffenheit als Ermöglichung authentischen Sprechens.....	59
5.3	Intersektionalität.....	63
5.3.1	Struktur- oder Identitätskategorien?	64
5.3.2	Das Problem der kategorialen Beschränktheit des Wissens.....	66
6.	Erkenntnis durch Marginalisierung: Zur möglichen Zukunft feministischer Erkenntnistheorie	69
6.1	Ernesto Laclau und das Verhältnis von Universalität und Partikularität	77
6.2	Theoriereflektierende statt theorieimportierender Erziehungswissenschaft?	81
	Literaturverzeichnis	83

1. Einleitung

In den vergangenen Jahren konnte sich der Feminismus neuer Popularität erfreuen. In den Bestsellerlisten reihten sich Bücher über „die letzten Tage des Patriarchats“ (Stokowski 2018), „alte weiße Männer“ (Passmann 2019), oder über „unsagbare Dinge“ (Penny 2015) aneinander, begleitet von der Forderung nach „mehr Feminismus“ (Adichie 2016). Überhaupt scheint sich ein neues Genre auf dem Buchmarkt wie auch in den Kolumnen größerer Zeitungen zu etablieren. Angehörige marginalisierter Gruppen werfen aus ihrer gesellschaftlichen Positionierung heraus einen kritischen Blick auf Gesellschaft. Sexismus, Rassismus oder Queerfeindlichkeit erfahren auf diese Art eine Thematisierung aus Sicht der Betroffenen. Protestbewegungen, wie ‚Black Lives Matter‘ oder ‚Me too‘ machten darüber hinaus deutlich, dass die Themen nicht an Relevanz verloren haben und die Erfahrung von Diskriminierung, Demütigung und Hass immer noch zum Alltag vieler Menschen gehört. Gleichzeitig ist Diversity zum Paradigma unserer Zeit avanciert, welches Verschiedenheit bezeichnet und Gleichheit zum Ziel hat (vgl. Toepfer 2020: 130). Ob im Bereich der Bildung, Politik oder Wirtschaft – Diversity ist zu einem omnipräsenten Prinzip der Ordnungsbildung geworden. Die Paradoxie des Begriffs, so Georg Toepfer, bestehe aus „der *Kollektivierung* von Individuen zu homogenen Gruppen bei gleichzeitiger *Pluralisierung* dieser Gruppen zu nebeneinanderstehenden Einheiten – ausdrücklich ohne eine umfassende Universalisierung anzustreben [Herv. i. O.]“ (ebd.). Mittlerweile ist der Begriff auch in die Kritik geraten. Durch seine Offenheit ist er nicht nur anschlussfähig an neoliberale Marktlogiken und ein attraktives Aushängeschild für Unternehmen geworden – Diversity ist ein normatives Prinzip (vgl. Vertovec 2012: 287). Diese Arbeit soll sich nicht mit dem Begriff Diversity befassen, aber im Zusammenspiel mit den ‚vermarkteten‘ Stimmen der Marginalisierten wird hier eine zunächst widersprüchlich erscheinende Situation offenbar. Obwohl sich Diversity als neue Norm des gesellschaftlichen Zusammenlebens etablieren konnte, scheinen die alten Missstände von Sexismus, Rassismus und Homophobie noch nicht beseitigt. Möglicherweise ist es gerade das uneingelöste Versprechen einer sich als offen verstehenden Gesellschaft, die das Interesse an den Perspektiven der Marginalisierten und den Artikulationsdrang der Unterdrückten antreibt. Ich habe diese Überlegungen vorangestellt, weil sie auf das Kerninteresse der hier vorliegenden Arbeit verweisen: Eingeschrieben in diesen Diskurs ist die Annahme eines Zusammenhangs zwischen Differenzkategorien, wie Geschlecht, sexueller Orientierung oder *race*,¹ und einer spezifischen Perspektive auf die gesellschaftliche Wirklichkeit. Frauen blicken anders auf die Welt als Männer, Schwarze anders als „Weiße“, Homosexuelle anders als Heterosexuelle. Gleichzeitig stehen die

¹ Ich werde im Folgenden Differenzkategorien, die aus dem Englischen kommen und sich nicht adäquat ins Deutsche übersetzen lassen, kursiv schreiben. Damit will ich den spezifischen Sinnzusammenhang hinter den Begriffen deutlich machen, der durch eine Übersetzung verloren gehen würde. Diese Regelung betrifft die Begriffe *race*, *gender* und *sex*.

Perspektiven nicht gleichberechtigt nebeneinander, sondern jene von Männern, „Weißen“ und Heterosexuellen scheinen eine hegemoniale Stellung einzunehmen und gelten als normal, während die von Frauen, Schwarzen und Homosexuellen marginal sind und erst durch ihre Sichtbarwerdung jene Normalität als partikular und ungerecht enttarnen. Den Marginalisierten wird im Diskurs ein besonderes Erkennen qua einer oder mehrerer ihrer Eigenschaften zugeschrieben. Diese Zusammenhangsannahme wird schließlich auf das Forschen und das Feld der Wissenschaft übertragen. So schreibt z. B. Emilia Roig, Gründerin des Vereins *Center for Intersectional Justice e.V.* sowie Autorin des Buchs *Why we matter*:

„Menschen können natürlich über Phänomene forschen, die sie nicht persönlich betreffen, aber es verlangt die Erkenntnis, dass ihre Nicht-Betroffenheit ihre Perspektive beeinflusst und zu Lücken führen kann.“ (Roig 2021: 128)

Roig bringt folgendes Beispiel hierfür an:

„Einer muslimischen Frau, die zu Rassismus an der Hochschule forscht, kann ihre Erfahrung und Betroffenheit zugutekommen. Ein weißer heterosexueller Mann, hingegen, der zu Homofeindlichkeit und Rassismus in der Polizei forscht, und seine mangelnde Erfahrung in der Hinsicht nicht anerkennt und fälschlich als Neutralität und Objektivität interpretiert, wird zu unvollständigen, teilweise falschen Ergebnissen kommen.“ (ebd.: 127)

Damit stellt Roig einen Zusammenhang zwischen der Betroffenheit und den damit verbundenen Erfahrungen und der ‚richtigen‘ Analyse eines Phänomens fest. Das Beispiel dient Roig dazu verdeutlichen zu können, dass es keine objektive Forschung gibt bzw. Nicht-Betroffenheit nicht Neutralität bedeutet und Betroffenheit nicht mit fehlender Objektivität gleichgesetzt werden kann (vgl. ebd.). Dennoch wird hier nahegelegt, dass Betroffene qua ihrer Betroffenheit, die mit einem bestimmten Wissen in Verbindung gebracht wird, einen privilegierten Zugang zu Teilen der sozialen Wirklichkeit besitzen und damit schlussendlich doch zu den objektiveren Ansichten gesellschaftlicher Realität gelangen. Entlang Roigs Ausführungen kann eine erste Beobachtung gemacht werden, die uns der Fragestellung dieser Arbeit näherbringt: Formt unsere gesellschaftliche Positionierung auch unsere Sicht auf die Welt bzw. verfügen Marginalisierte über eine ‚bessere‘ Perspektive zur Analyse gesellschaftlicher Ungleichheit? Eine zweite interessante Beobachtung lässt sich an Roigs Überlegungen zur Marginalisierung als solcher machen. Roig schiebt über das unsichtbare Begehren im gesellschaftlichen Normalzustand der Zwangsheterosexualität und stellt fest, dass in der Gruppe der Nicht-Cis²-Heterosexuellen nicht alle auf die gleiche Weise und im gleichen Maße marginalisiert sind:

„Viele trans und lesbische Identitäten und Liebesbeziehungen genießen nicht die gleiche Anerkennung wie schwule Liebe und Identitäten von Cis-Männern. Dieses Phänomen ist tief in der männlichen Dominanz verankert und wird durch andere Identitätsdimensionen wie Hautfarbe oder Behinderung verstärkt. Die Änderungen der Reihenfolge des Akronymes LGBT Mitte der 1980er (es hieß zuvor GLBT) setzte ein Zeichen, dass lesbische Identitäten mehr in den Fokus rücken sollten. Noch besser wäre es, man würde die marginalisier- testen Gruppen als Erstes erwähnen: TBLG (*Trans, Bi, Lesbian, Gay*) [Herv. i. O.]“ (ebd.: 72)

² Cis drückt hier die Übereinstimmung der Geschlechtsidentität und des bei der Geburt zugewiesenen (biologischen) Geschlechts aus.

Marginalisierung ergibt sich laut Roig aus einem Mangel an Anerkennung einer Identität und Marginalisierung kennt Steigerungsformen. Der Grad der Marginalisierung ergibt sich aus dem Bezugsproblem (hier: Zwangsheterosexualität) und dessen Ordnungs- und Privilegierungslogik. So sind Schwule immer noch Männer und Lesben immer noch Frauen, die sich in das Muster der Zweigeschlechtlichkeit fügen, während die Gruppen Trans und Bi laut Roig aus diesem Muster ausbrechen. Im System der Zwangsheterosexualität sind sie also stärker marginalisiert. Roigs Ausführungen in *Why we matter* sind biografisch hergeleitet und wohl auch mehr als argumentative Kampfschrift denn als wissenschaftliche Abhandlung zu verstehen und doch bilden sie drei sehr grundlegende Annahmen feministischen Denkens nach. Erstens: Marginalisierte erkennen anders und meist besser im Sinne von kritischer. Zweitens: Wissen ist standortgebunden und drittens: Marginalisierung geht mit Kollektivierung einher. Diese Annahmen prägen nicht nur bis heute den populär geführten feministischen Diskurs, sondern auch die feministische Theoriebildung wird immer wieder auf diese Annahmen zurückgeworfen, um diese zu überprüfen, anzupassen oder neu zu kontextualisieren. Diese Arbeit wird daher von der Frage geleitet, wie der Zusammenhang zwischen Marginalisierung und Erkenntnis in der feministischen Erkenntnistheorie hergestellt und begründet wird. Die feministische Theorie stellt eine umkämpfte Praxis dar, die zu theoretischen Verwerfungen und Verschiebungen und einem „wechselseitigen Unverständnis und Unbehagen“ (Ludwig 2012: 29) zwischen verschiedenen Theoriesträngen geführt hat, die bis heute bestehen. Somit kam es auch auf Ebene der feministischen Erkenntnistheorie zu Verschiebungen und Brüchen, aber auch zu Kontinuitäten. Im Folgenden will ich diese Entwicklung feministischer Erkenntnistheorie und die „Epistemologiedebatte“ (Knapp 2000: 108) kurz skizzieren, um auf wichtige Meilensteine zu verweisen, die helfen sollen meine spätere Analyse besser kontextualisieren zu können.

1.1 Feministische Erkenntnistheorie – Ein Abriss

Zu Beginn der Frauen- und Geschlechterforschung in den 1970er Jahren stand die „gesellschaftliche Unterdrückung der weiblichen Genus-Gruppe“ (Becker-Schmidt 2000: 33) im Mittelpunkt und bezog sich stark auf „praxisnahe Fragestellungen der Frauenbewegung“ (ebd.: 34). Die Frauen- und Geschlechterforschung sah sich nicht nur als Ergänzung zu den bestehenden Wissenschaften, sondern sie kritisierte die geschlechtsblinden Grundlagen der Mainstreamwissenschaft und die dem Wissenschaftssystem inhärenten Repräsentations- und Ausgrenzungsstrategien (vgl. Knapp 2000: 108). Diese Kritik wurde schließlich auf den Feminismus selbst bezogen und in der folgenden „Epistemologiedebatte“ (ebd.) stand das feministische Subjekt und sein Wissen sowie Fragen der Repräsentation auf dem Prüfstand. Insbesondere im angloamerikanischen Raum wurde diese Debatte intensiv geführt (vgl. ebd.: 109). Die Konsequenz der Kritik an

einer neutralen Beobachterposition und an dem „göttlichen Trick“, der über das „sitierte Wissen“ (Haraway 1996) zugunsten einer universellen Erkenntnisposition hinwegtäuschen sollte, war, dass der Feminismus mit einem „relativen Begriff des Erkenntnissubjekts“ (Knapp 2000: 109) arbeiten musste. Doch der marginale Status von Frauen in der Wissenschaft war es gerade, der sie befähigte Selbstverständlichkeiten zu hinterfragen und die Wirklichkeit besser zu beschreiben. Feministische wissenschaftliche Arbeit zielt nicht nur auf die Beschreibung von Wirklichkeit, sondern auch auf ihre Veränderung (vgl. List 1993: 12).

Das Geschlecht wird in der feministischen Wissenschaft zu einer erkenntnisleitenden Kategorie erklärt und legt implizit einen Essentialismus nahe, der Frauen per se diese besondere Erkenntnisfähigkeit unterstellt. Diesem Umstand war sich die feministische Wissenschaft bewusst und um diesem Essentialismus zu entkommen, musste gefragt werden „what aspects of human individuality can reasonably be declared epistemologically significant“ (Code 1981: 267). Warum Frauen eine besondere Erkenntnisposition einnehmen können, verlangt nach theoretischen Begründungen. Ein Theoriezweig, der sich dem Zusammenhang zwischen sozialem Standort, Bewusstsein, Erkenntnis und Wissen zuwendet, ist die Standpunktepistemologie (vgl. Singer 2005: 163). Die feministische Erkenntnistheorie ist in ihrer Entwicklung nicht losgelöst von anderen Theorieentwicklungen der Geistes- und Sozialwissenschaften zu denken und so schloss die Standpunkttheorie, die in den 1980er Jahren Verbreitung fand, in ihren Überlegungen an den Marxismus an und versuchte die Klassenfrage auf die Geschlechterfrage zu übertragen. Georg Lukács deutete den Klassenkampf des Proletariats als gleichzeitiges „Erwachen seines Klassenbewußtseins“, welches auf die Erkenntnis der „wahren Lage, der tatsächlichen bestehenden historischen Zusammenhänge“ folgt (Lukács 1973 [1919]: 83). Vom Standpunkt des Proletariats aus werden die gesellschaftlichen Verhältnisse für Lukács erst objektiv sichtbar. In der feministischen Standpunkttheorie finden sich Übersetzungsversuche, die anstelle des Proletariats Frauen eine solche Erkenntnisposition zusprechen und statt Klasse Geschlecht als grundlegendes Strukturprinzip der Gesellschaft interpretieren. Jedoch verloren Metaerzählungen, wie die des Marxismus, gegen Ende des 20. Jahrhunderts an Bedeutung und postmoderne Ansätze fanden, auch in der feministischen Theorie, vermehrt Anklang.

Wenngleich ein Sprechen von *der* Postmoderne kaum möglich ist, will ich den Begriff der Postmoderne in dieser Arbeit verwende, um einen Wendepunkt innerhalb der feministischen Theoriebildung zu markieren. Wie Dorothea Dornhof feststellt, kann lediglich ein kleinster gemeinsamer Nenner zwischen den unterschiedlichen Theorieströmungen der Postmoderne ausgemacht werden, der den Abschied von „der Metaerzählung der Moderne, die Dekonstruktion der sie konstruierenden Dichotomien und die Aktivierung von Differenzen in Machtkonstellationen“ (Dornhof 2013: 422) sowie die Hervorhebung der Bedeutung von Sprache für die Herstellung von gesellschaftlicher Wirklichkeit umfasst (vgl. ebd.: 425). Der Begriff postmodern oder

die postmoderne Wende im Feminismus bezeichnet in dieser Arbeit den Prozess einer theoretischen Schwerpunktverschiebung feministischen Denkens, die Geschlecht selbst zum erklärungsbedürftigen Phänomen erennt, die weniger an Utopie denn an Dekonstruktion interessiert ist, die Sprache als primäres Konstruktionsmedium geschlechtlicher Wirklichkeiten fasst und die Frauen nicht mehr als selbstverständliches Bezugssubjekt des Feminismus annimmt. In dieser Wende sahen auch Standpunkttheoretikerinnen ihre Überlegungen auf den Prüfstand gestellt. Der Durchbruch postmoderner Ansätze im feministischen Denken fand wohl endgültig mit dem Erscheinen von Judith Butlers Buch *Gender Trouble* statt. Wenngleich Judith Butler sich dagegen verwehrt, eine postmoderne Theoretikerin zu sein (vgl. Butler 1994: 33 ff.), so hat sie wohl eine der wichtigsten, populärsten und einflussreichsten Interventionen in das feministische Denken vorgenommen. Butler hat nämlich nicht nur den Zusammenhang von (Zwei-)Geschlechtlichkeit, Sexualität, Identität und seine normierende Funktion herausgearbeitet, sondern die lange unhinterfragte Unterscheidung zwischen *sex* (biologisches Geschlecht) und *gender* (Geschlechterrolle) überwunden. Indem Butler *sex* ebenfalls als Kultur auffasst und ihm auf diese Weise seinen essentialistischen und unverrückbaren Charakter abspricht, steht plötzlich zur Debatte, wie sich mit der Kategorie Geschlecht noch länger operieren lässt, wenn diese auf gänzlich kontingenten Grundlagen basiert. Das feministische Denken folgt seit Butlers Intervention dem „Grundmuster einer Vorher-Nachher-Logik“ (Paulitz 2021: 357), in dem die *gender-sex*-Unterscheidung zwar Würdigung als wichtige Grundlage der Emanzipation von der traditionellen Frauenrolle erfährt, aber für ihr Verhaften an der Natur-Kultur-Unterscheidung kritisiert wird. *Sex* auch zur Kultur zu zählen, stellt in dieser Logik nicht nur einen Erkenntnisfortschritt dar, sondern gilt ebenso als Lösung des daraus resultierenden Theorieproblems (vgl. ebd.: 359 f.). Wenngleich Butlers Überlegungen einflussreich waren, so riefen sie auch Kritik hervor: Der Streit um Differenz, wie er auch im gleichnamigen Essayband von Seyla Benhabib, Judith Butler, Drucilla Cornell und Nancy Fraser (1994) ausgetragen wird, inspirierte Theoretikerinnen dazu, Geschlecht, trotz seiner kontingenten Grundlagen, in seiner strukturierenden und realen Dimension zu fassen und (neu) zu konzeptualisieren, auch um Frauen als legitimes Bezugssubjekt des Feminismus erhalten zu können. Nicht zuletzt warfen postmoderne Bestrebungen und die Transformation von *gender* zu einer Identitätskategorie neue Probleme epistemologischer Art auf, denen es ebenfalls in dieser Arbeit nachzugehen gilt.

Bei der Betrachtung von Kontinuitäten und Verschiebungen in der feministischen Erkenntnistheorie wird auch deutlich, dass feministische Wissenschaft und Praxis bzw. Politik nicht als zwei getrennte Felder ohne Interdependenzbeziehung gedacht werden können. Gerade in den Anfängen war die Frauen- und Geschlechterforschung stark mit den emanzipatorischen Kämpfen der Frauenbewegung verknüpft (vgl. Aulenbacher/Riegraf 2012: 10). Mit der Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung an den Universitäten veränderte sich auch

das Verhältnis von Frauenbewegung und -forschung, sodass Sabine Hark von einem „academic turn des Feminismus“ und einem „feminist turn der Wissenschaft“ spricht (vgl. Hark 2005). Wenngleich Frauenforschung oder feministische Forschung heute als Bezeichnungen kaum noch Verwendung finden und stattdessen von Geschlechterforschung oder Gender Studies die Rede ist und der Zugang zu dem Studium der Geschlechterstudien über Zugangsbeschränkungen der Hochschulen geregelt und nicht mehr autonom von Frauenuniversitäten organisiert wird (vgl. ebd.: 255 ff.), so kann die weiterhin bestehende Interdependenz zwischen feministischer Theorie und Politik nicht geleugnet werden. Vielmehr ist das Verhältnis zwischen Bewegung und Forschung unsystematischer, unbewusster und unreflektierter geworden (vgl. Aulenbacher/Riegraf 2012: 16). Doch das gesteigerte öffentliche Interesse an *gender* lässt ein solches Nebeneinander von Wissenschaft und Politik immer weniger zu und die Verhältnisbestimmung erscheint wieder auf der Agenda (vgl. ebd.). Feministische Wissenschaft weist einen inhärent politischen Charakter auf, weil sie Herrschaftsverhältnisse nicht nur adressiert, sondern auch abbauen will und damit normativ und interessengeleitet ist (vgl. Jung 2016: 160 f.). Gleichzeitig stehen Wissenschaft und Politik in einem Spannungsverhältnis, weil sie in unterschiedlichen Modi operieren: Die Wissenschaft funktioniert nach der Logik wahr/unwahr und Politik orientiert sich an der Logik von Interessen, Macht, Konflikt und sucht nach kollektiven Verständigungsprozessen über ihren Gegenstand (vgl. ebd.: 61). Aufgrund der Existenz dieses Spannungsverhältnisses zwischen Wissenschaft und Politik und der Interdependenz von Theorie und Bewegung, will ich Verschiebungen und Kontinuitäten feministischer Erkenntnistheorie nicht nur entlang ausgewählter Theorien nachvollziehen, sondern ich werde auch aktuelle Diskussionen aus dem populär feministischen Diskursraum darstellen und in meine Analyse einbeziehen. Dies geschieht auch vor dem Hintergrund, dass ich von einem Abhängigkeitsverhältnis zwischen feministischer Theorie und Praxis ausgehe. Damit meine ich, dass sich die feministische Theorie immer wieder an der Praxis messen und überprüfen lassen muss und dass die Praxis wiederum in ihrer spezifischen Form überhaupt erst durch Erkenntnisse feministischer Theorie ermöglicht wird und durch deren Vokabular ihre Artikulationsfähigkeit erlangt. Die feministische Theorie stellt Deutungsmuster und Legitimationsangebote bereit, auf die im politischen Kampf nicht nur zurückgegriffen werden kann, sondern die überhaupt erst einen feministischen Blick auf Wirklichkeit ermöglichen. Mit der Pluralisierung feministischer Theorieangebote vervielfältigen sich auch die feministischen Perspektiven auf Wirklichkeit. Bevor ich auf das Verhältnis zwischen feministischen Theorieentwicklungen und der geschlechtssensiblen Pädagogik und erziehungswissenschaftlicher Geschlechterforschung eingehe, will ich einen Exkurs über die Begriffe Erkenntnisinteresse und -politik zwischenschieben, der sich nochmal stärker dem Aspekt der Erkenntniskritik als Gesellschaftstheorie zuwendet.

1.2 Erkenntnisinteresse und Erkenntnispolitik

Es war wohl eine der wichtigsten Errungenschaften feministischer Wissenschaft, aufzudecken, dass auch die „Malestream“ (Mary O’Brien) Wissenschaften weder objektiv noch neutral waren. Für Elisabeth List stellt sich, insbesondere für die Sozialwissenschaften, immer das Problem der Rechtfertigung wissenschaftlicher Vorhaben. Sie merkt an, dass „normative und kognitive Gesichtspunkte der Bewertung nicht nur nicht unvereinbar sind, sondern im realen Forschungsprozess [...] unvermeidlich eine Verbindung eingehen“ (List 1989: 8). Epistemologische Kriterien und methodische Regeln müssen nicht nur auf ihre ethischen und politischen Orientierungen hin befragt werden, sondern vielmehr müsse es eine Standortbestimmung und Verständigung über diese Orientierungen geben, so List. Für die feministische Forschung bedeute dies eine Verständigung über den Begriff des Feminismus (vgl. ebd.). Wenn List den Feminismus als transformative Politik beschreibt, die „Gleichheit, Würde und Entscheidungsfreiheit für Frauen“ fördert und alle „Formen von Ungleichheit, Herrschaft und Unterdrückung“ beseitigen will (ebd.: 10), dann ist die feministische Wissenschaft nicht nur parteiisch mit den Frauen, sondern sie verbindet ihre Erkenntnis mit einem Interesse. Die Unterstellung eines Interesses an der Überwindung von Ungleichheit und Unterdrückung durchzieht die kritische Gesellschaftstheorie seit Anbeginn. Marx sah dieses Interesse beim Proletariat verortet (vgl. Honneth 2020: 290). Wie zuvor bereits gezeigt, wurde diese Denkfigur von feministischen Standpunkttheoretikerinnen übernommen und auf die Frauen im Patriarchat übertragen. Max Horkheimer hingegen äußerte sich kritisch über diese Figur, wenn er in Bezug auf Marx schreibt: „Aber auch die Situation des Proletariats bildet in dieser Gesellschaft keine Garantie der richtigen Erkenntnis.“ (Horkheimer 1970 [1937]: 33). Denn auch für das Proletariat sehe die Welt an der Oberfläche anders aus, so Horkheimer weiter. Folglich kann nicht von einem ‚natürlichen‘ Interesse einer Klasse ausgegangen werden. Wenngleich es nicht eine bestimmbare Klasse ist, die über ein emanzipatorisches Erkenntnisinteresse verfügt, so gibt auch Horkheimer den Gedanken nicht auf und setzt an die Stelle des Proletariats das „kritische Verhalten“. Dieses räumt einer Theorie letztlich einen epistemologischen Vorteil ein, weil es „nicht nur darauf gerichtet [ist, A. d. V.] irgendwelche Missstände abzustellen, diese erscheinen ihm vielmehr als notwendig mit der ganzen Einrichtung des Gesellschaftsbau verknüpft“ (ebd.: 27). Jürgen Habermas griff die Idee eines emanzipatorischen Interesses des Menschen in seinem Werk *Erkenntnis und Interesse* neu auf und zog dieses als „erkenntnistheoretische Rechtfertigung“ der kritischen Theorie heran, wie Honneth feststellt. (vgl. Honneth 2020: 292). An Habermas’ Überlegungen anschließend, will Honneth jedoch eine andere Begründung für die Existenz eines distinkten emanzipatorischen Erkenntnisinteresses herausarbeiten. Dem Prozess sozialer Reproduktion legt Honneth Normen zugrunde, entlang derer sich immer wieder Konflikte um bisher unberücksichtigte Interessen entfalten und gleichzeitig garantieren Normen die gegenseitige Anerkennung der Subjekte durch die Bereitstellung einer

geteilten Bezugsgröße (vgl. ebd.: 307). Von hier ausgehend bestimmt Honneth schließlich die Diskriminierten und Benachteiligten als jene, die durch ihre Kritik an der Norm Konflikte auslösen und Emanzipation ermöglichen (vgl. ebd. 310). Honneth fragt sich schließlich, ob dieser Praxis des Kritikübens

„ein Erkenntnisinteresse innewohnt, das von kognitiven Bestrebungen anderer Art markant unterschieden ist; denn nur wenn das der Fall wäre und im Kampf also ein Interesse an einer distinkten Form von Erkenntnis entwickelt würde, könnte diese vorwissenschaftliche Erkenntnis nach weiterer Prüfung vielleicht tatsächlich als epistemische Quelle einer kritischen Theorie aufgefasst werden.“ (ebd.: 311)

Damit die unterdrückten Gruppen ihr jeweilig partikulares Interesse vorbringen können, gehen laut Honneth zwei Erkenntnisformen voraus. Die erste Form ist die „Denaturalisierung hegemonialer Deutungsmuster“ und die zweite die „Dechiffrierung ihrer [der Marginalisierten, A. d. V.] jeweiligen Interessensbasis“ (ebd.: 316). In „kooperativer Deutungsarbeit“ wird die Norm uminterpretiert und zur „Ressource für die Legitimierung gesellschaftsverändernder Ziele“ (ebd.: 309). Honneths Rechtfertigungsversuch einer distinkten Erkenntnisform ist für diese Arbeit von Interesse, weil er den Zusammenhang zwischen Erkenntnis und Interesse in gesellschaftstheoretischer Absicht zu aktualisieren versucht und weil sich in seinen Überlegungen ebenfalls die Figur der Marginalisierten findet, denen eine kritische Erkenntnisfähigkeit zugeschrieben wird. Darin zeigt sich, dass die kritische Theorie, und ich würde hier weiter gefasst von kritisch angelegten Theorien, wie auch der feministischen Theorie, sprechen, nicht umhin kommen ein Erkenntnissubjekt zu benennen, welches sich in ungleichen Gesellschaften finden und aus den gesellschaftlichen Verhältnissen herausdestillieren lässt. Ich will an dieser Stelle Honneths Ausführungen zur kritischen Theorie und ihrer Epistemologie nicht weiter diskutieren, aber das Beispiel zeigt auch, dass die Debatte um den politischen Charakter kritischer, in diesem Fall feministischer Wissenschaft, weitaus tiefer geht, als ein bloßer inhaltlicher Bezug auf die Frauenbewegung und die feministische Praxis. Es kann also entlang der hier nachgezeichneten Linie der marxischen und kritischen Theorie behauptet werden, dass Erkenntnis nur in Verbindung mit einem Interesse möglich ist bzw. keine Erkenntnis frei von Interessen ist. Obwohl heute von einer Entpolitisierung feministischer Wissenschaft die Rede ist und dies eine durchaus richtige Beobachtung vor dem Hintergrund der fachbezogenen Professionalisierung der Geschlechterforschung sein mag (vgl. Jung 2016: 161 f.), so kann trotzdem nicht von einer unpolitischen Forschung ausgegangen werden. Die Interessen mögen nicht mehr so deutlich und verallgemeinert geäußert werden, wie dies vielleicht zu Beginn der Frauenforschung noch der Fall war, aber auch die heutige feministische Wissenschaft betreibt Erkenntnispolitik. Gerade dort, wo (erkenntnis-)theoretische Annahmen und Grundlagen implizit bleiben oder die ein oder andere feministische Erkenntnis als gesetzt gilt, insofern vorausgehende Erkenntnisse als überholt abgetan werden (z. B. *sex-gender-Debatte*), finden Kämpfe um die Deutungshoheit der Wirklichkeit statt. Brigitte Rauschenbach schrieb 1995, dass der feministischen Theoriebildung gar nichts anderes übrig

bliebe, als Erkenntnispolitik zu betreiben, weil der neuzeitlichen Epistemologie zufolge „Erkenntnissubjekte Uniform tragen“ (Rauschenbach 1995: 34 f.), sprich das Erkenntnissubjekt als universelles und damit männliches gedacht wurde. Ich will Erkenntnispolitik in dieser Arbeit aber vielmehr als Kehrseite oder Folge des politischen Charakters der feministischen Theorie verstanden wissen. Im Bewusstsein über die Standortgebundenheit von Wissen und Erkenntnis entfällt die Option eines transzendentalen Erkenntnissubjekts und die Möglichkeit eine universell gültige Wahrheit erkennen zu können. Und trotz dieses Bewusstseins oder vielleicht gerade wegen des Bewusstseins über die Verbindung zwischen Theorie und Praxis, wird um die hegemoniale Deutung der Welt gerungen und in diesem Sinne kann in der feministischen Theorie durchaus auch von „Wahrheitspolitik“ (Hark 2014: 103) gesprochen werden. Auch die Erziehungswissenschaft ist an diesen erkenntnispolitischen Kämpfen beteiligt und laut Norbert Ricken sogar besonders anfällig für diese, weil das, was unter Erziehungswirklichkeit verstanden würde, unscharf und perspektivisch different sei. Deshalb sei der Streit um die Deutungshegemonie unausweichlich und gleichzeitig nötig (vgl. Ricken 2011: 20). Ich sehe die zu Geschlecht forschende Erziehungswissenschaft in doppelter Weise in die Erkenntnispolitik verstrickt, da sie sich sowohl im Feld feministischer Wissenschaft sowie im Feld der Erziehungswissenschaft bewegt und sich dabei an theoretischen Konzepten beider Seiten bedient. Zusätzlich wird sie noch von dem Umstand eines besonderen Verhältnisses von Theorie und Praxis begleitet.

1.3 Geschlecht in der Erziehungswissenschaft

Geschlecht ist aus historischer Sicht als „soziale und strukturierende Kategorie in allen Bildungs- und Erziehungskonzepten zu finden“, wie Anne Schlüter bemerkt (Schlüter 2019: 674). Heute erfolgt eine Thematisierung von Geschlecht in der Erziehungswissenschaft aus meiner Sicht auf zweierlei Weise: Zum einen findet Geschlecht als Form der Adressierung innerhalb der Mädchenarbeit Berücksichtigung und zum anderen wird Geschlecht als Differenz- und Beobachtungskategorie adressiert. In beiden Feldern finden Kategorienarbeit sowie eine kritische und selbstreflexive Auseinandersetzung über den Gebrauch der Kategorie durch die Erziehungswissenschaft statt. Dabei importiert die Erziehungswissenschaft auch Theorien und Begriffe anderer Wissenschaften (vgl. Horn 2014: 26), so auch aus der feministischen Wissenschaft. Susanne Maurer unterstreicht die Gemeinsamkeiten zwischen der feministischen Wissenschaft und der Erziehungswissenschaft. Diese bestünden im Bemühen um eine „(selbst-) kritische Normativität“ und die wissenschaftliche Forschung und Erkenntnis bewege sich stets in einem „Spannungsfeld politischer und ethischer Fragen“ (Maurer 2008: 115). Edgar Forster hat dieses Spannungsfeld auf die Epistemologie bezogen und kommt zu dem Schluss, dass „epistemische Normen“ die Sozialwissenschaft als solche durchziehen und diese nur vor dem Hintergrund eines

„Repräsentationalismus“ als problematische Verzerrung der Wirklichkeit erscheinen würden, während sich Wirklichkeitssinn und Objektivität vielmehr über einen Begriff des Objekts realisieren würden (vgl. Forster 2019: 153). Für Forster bilden „epistemische Normen“ „das Scharnier zwischen Wissenschaft und Gesellschaft. Sie verknüpfen Erkenntnisprozeduren mit der politischen Dimension von Wahrheit“ (ebd.: 140 f.). Die politisch-normative Dimension führt innerhalb der „Differenzpädagogik“ (Emmerich/Hormel 2013: 9) nicht nur dazu, die Verstrickung des Fachs in Macht- und Differenzverhältnisse zu reflektieren, sondern auch den pädagogischen Umgang mit Differenzen zu klären. Bei letzterem besteht ein Dilemma zwischen der Anerkennung von Differenzen einerseits und der Reproduktion von Ungleichheit durch die erneute Aufrufung dieser Differenz andererseits (vgl. Merl et al. 2018: 9). Der Bezug auf die Kategorie Geschlecht als Differenzkategorie ist für die Erziehungswissenschaft und Pädagogik somit ein ambivalentes Unterfangen, wie die Mädchenarbeit beweist.

Die Mädchenarbeit entstand aus der Frauenbewegung heraus und bezieht seither ihre Konzepte aus der feministischen Theorie (vgl. Fröhlich 2018). Mädchen sollen als Mädchen gestärkt werden und müssen hierzu als Mädchen adressiert werden. Dies stellt die Mädchenarbeit vor die Herausforderung, geschlechtliche Differenz zum Ausgangspunkt ihres Handelns zu machen, obwohl dekonstruktivistische Ansätze zeigen konnten, dass der Bezug auf den Dualismus der Geschlechterdifferenz Essentialismen produziert (vgl. Lohner/Stauber 2016: 56). Die Mädchenarbeit entwickelt sich mit der feministischen Theorie mit. In den vergangenen Jahren fanden queerfeministische, intersektionale und heteronormativitätskritische Ansätze Eingang in die Mädchenarbeit (vgl. Fröhlich 2018) und führten so zu einer ausdifferenzierteren Adressatinnengruppe und mehr Sensibilität für Unterschiede in der Gruppe der Mädchen. Die Mädchenarbeit versteht sich außerdem als „politische Akteurin, die sich strukturell und inhaltlich einmischt, dabei aber Positionen vermittelt und in gesellschaftlich-politische Verhältnisse interveniert“ (Lohner/Stauber 2016: 56). Es gelte, laut Eva Maria Lohner und Barbara Stauber, Irritationen innerhalb der Mädchenarbeit, wie sie bspw. durch Transgender aufgeworfen werden, offensiv anzunehmen und in Form einer „Diskurspolitik“ bei fachlichen und gesellschaftlichen Diskursen mitzumischen (vgl. ebd.: 64). Darüber hinaus zeichnet sich die Mädchenarbeit durch die Verbindung einer strukturellen und einer subjektorientierten Perspektive aus, um die strukturelle Einwirkung auf die Subjekte sichtbar machen zu können. Das Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung e.V. hat dieses Zusammenspiel als „Verdeckungszusammenhang“ bezeichnet, welchen Maria Bitzan und Claudia Daigler als die Erkenntnis beschreiben,

„dass die Geschlechterhierarchie nicht nur Benachteiligungen, eingeschränkte Lebensmöglichkeiten und geschlechtsspezifische Einseitigkeiten produziert, sondern dass dieser Mechanismus gleichzeitig verdeckt wirkt.“ (Bitzan/Daigler 2001: 26)

Die Mädchenarbeit ist daher aufgefordert, diesen „Verdeckungszusammenhang“ immer wieder zu reflektieren, um nicht selbst an diesem zu partizipieren (vgl. ebd.: 216).

Die Vorstellung von Differenz ist folglich nicht nur für die feministische Forschung erkenntnisleitend (vgl. Löw 2001: 111), sondern spiegelt sich als solche auch in der Mädchenpädagogik und der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung wider. Doch mit den Differenzannahmen gehen gleichzeitig auch Gleichheitsannahmen einher. Annedore Prengel unterstreicht in *Pädagogik der Vielfalt*, dass ein Gegeneinander von Differenz und Gleichheit, wie es sich in den Debatten zwischen einem Gleichheits- und Differenzfeminismus zutrug, unproduktiv sei und beide Tendenzen im Sinne einer Gleichzeitigkeit von Gleichheit und Verschiedenheit zusammengedacht werden sollten (vgl. Prengel 2019 [1993]: 134).

Die Beschäftigung mit den Verschiebungen und Kontinuitäten feministischer Erkenntnistheorie sind aufgrund der dargestellten Beziehungen auch für die Erziehungswissenschaft relevant, insofern eine Reflexion über theoretische Figuren der feministischen Wissenschaft auch einer Reflexion über die Grundlagen einer geschlechtersensiblen Erziehungswissenschaft gleichkommt. Vor dem Hintergrund expandierender Differenzkonzepte, wie Diversity, Intersektionalität oder Heterogenität, scheint in der Erziehungswissenschaft eine systematische Beschäftigung mit der Geschlechterdifferenz nötig zu sein, um einen kritischen Blick auf die derzeit populäre und positive Einschätzung der Sichtbarmachung von Differenzen entwickeln bzw. erhalten zu können. Ein unreflektiertes Übernehmen theoretischer Konzepte sowie eine distanzlose Solidarisierung mit den Marginalisierten und ihren Forderungen wäre für die erziehungswissenschaftliche Theoriebildung insofern fatal, als dass sie Wirklichkeitsannahmen und Sinnzuschreibungen einspeist, ohne sich über deren erkenntnistheoretische Folgeprobleme bewusst zu sein.

1.4 Aufbau der Arbeit und Fragestellung

Die hier vorliegende Arbeit wird dem Zusammenhang zwischen Marginalisierung und Erkenntnis in der feministischen Theorie nachgehen. Wie ich einleitend dargelegt habe, sind feministische Wissenschaft und Politik stark aufeinander bezogen. In manch politischer Auseinandersetzung spiegeln sich daher auch theoretische Diskussionen wider, die entlang eines praktischen Problems behandelt werden. Aus diesem Grund möchte ich die Arbeit mit der Darstellung dreier Kontroversen aus dem feministischen Diskursraum beginnen (Kapitel 2). Diese behandeln die mediale Debatte um die Übersetzung des Gedichts *The Hill we climb* von Amanda Gorman, die Verwerfungen um das Lesbenfrühlingstreffen 2021 und die feministischen Positionen zu Prostitution. Ich will die Beispiele im Verlauf meiner Analyse immer wieder heranziehen, und die erkenntnistheoretischen Entwicklungen innerhalb der feministischen Theorie auf diese beziehen. Als Analysegrundlage für die theoretischen Verschiebungen und Kontinuitäten innerhalb der feministischen Erkenntnistheorie habe ich theorieprogrammatische Texte ausgewählt. Mit der zunehmenden Relevanz postmoderner Ansätze in der feministischen Theorie kam es zu einem

grundlagentheoretischen Dissens innerhalb feministischer Erkenntnistheorie. Diesen Dissens will ich anhand zweier Debattenstränge darstellen. Eine Debatte spielte sich hierzu in der Zeitschrift *Signs* 1997 ab, in der Susan Hekman Kritik an den feministischen Standpunkttheorien von Nancy Hartsock, Patricia Hill Collins und Sandra Harding übt (Kapitel 3). Die andere Debatte vollzieht die Kritik an Judith Butlers postmoderner Auffassung des Geschlechts nach. Hierzu werde ich Texte aus den Sammelbänden *Streit um Differenz* (1994) und *Geschlecht und Politik* (1995) aufgreifen (Kapitel 4). In beiden Bänden ist auch Butler mit einem Beitrag vertreten. Jedoch soll diese Arbeit konzeptionell so ausgelegt sein, dass sie weder eine vollständige Darstellung der postmodernen Strömung im Feminismus, noch eine umfassende Zusammenstellung der Argumente Butlers anstrebt. Vielmehr interessiert mich das Moment der Verteidigung, in dem sich feministische Autorinnen von postmodernen Ansätzen distanzieren und versuchen ihre eigenen theoretischen Überzeugungen durch Abgrenzung deutlich zu machen. Dies hat zur Folge, dass die postmodernen Ansätze oder die Kritiken Susan Hekmans und Judith Butlers an jenen Ansätzen systematisch unterbelichtet bleiben. Doch in der Deutung postmoderner Kritik durch die hier ausführlich dargestellten Autorinnen, werden die Verschiebungen, Übernahmen und Kontinuitäten in der feministischen Theorie deutlich werden. Nach der Darstellung der Beispiele zu den aktuellen feministischen Kontroversen, wird sich der zweite Teil dieser Arbeit also auf die Debatte um die feministische Standpunkttheorie vor dem Hintergrund postmoderner Kritiken am Beispiel der Auseinandersetzung in der Zeitschrift *Signs* konzentrieren (Kapitel 3). Zunächst will ich hierfür die Kritik Susan Hekmans an der feministischen Standpunkttheorie nachzeichnen (Kapitel 3.1). Im Anschluss werde ich die Er widerungen und theoretischen Konzepte Nancy Hartsocks (Kapitel 3.2), Patricia Hill Collins' (Kapitel 3.3) und Sandra Hardings (Kapitel 3.4) darstellen. Hier will ich vor allem die Argumentation, dass es sich beim feministischen Standpunkt um einen privilegierten Erkenntnisstandpunkt handelt, nachvollziehen. Der dritte Teil beleuchtet dann die theoretische Intervention Butlers, die das Bezugsobjekt ‚Frau‘ des Feminismus sowie der feministischen Theorie nachhaltig in Frage stellte (Kapitel 4). Hier werde ich die Verteidigungsversuche von Andrea Maihofer (Kapitel 4.1), Iris Marion Young (Kapitel 4.2) und Seyla Benhabib (Kapitel 4.3) untersuchen. Dabei will ich vor allem die vorgebrachten Argumente fokussieren, die die Kategorie Frau als legitimes Bezugsobjekt des Feminismus theoretisch rechtfertigen. Ich will in den ausgewählten Theoriediskussionen folgenden Forschungsfragen nachgehen: Wie wird die Marginalisierung der Frauen begründet? Warum markiert sie einen Standpunkt, der mit einer besonderen Erkenntnisfähigkeit zusammenhängt? Welches Verständnis von Geschlecht haben einzelne Theoretikerinnen und auf welcher Ebene des Sozialen verorten sie dieses?

Es geht mir in dieser Arbeit weder darum herauszufinden, welche feministische Theorie die ‚richtige‘ ist, bezogen auf ihre Annahmen über den Zusammenhang von Erkenntnis und Marginalisierung, noch geht es mir um ein ‚richtiges‘ Verständnis des Feminismus. Ich will die häufig

impliziten theoretischen Verschiebungen, begriffliche Kontinuitäten und divergierende Interpretationen explizit machen. Dies möchte ich im zweiten Block dieser Arbeit (Kapitel 5) exemplarisch entlang dreier Aspekte tun, die sich durch alle ausgewählten theoretischen Auseinandersetzungen ziehen und so eine geeignete Reflexionsfolie bieten, um eben diese Verschiebungen und Kontinuitäten herausarbeiten zu können. Ich will mich hierzu erstens dem Begriff der Identität und seinem Verhältnis zu den Begriffen Struktur und Subjekt widmen (Kapitel 5.1). Zweitens will ich über den Begriff der Authentizität den Objektivitäts- und Wirklichkeitsannahmen in der feministischen Erkenntnistheorie nachspüren (Kapitel 5.2) und drittens soll das Konzept der Intersektionalität in seiner Bedeutung und seinen erkenntnistheoretischen Implikationen beleuchtet werden (Kapitel 5.3). Nach einer Zusammenfassung meiner Ergebnisse (Kapitel 6), will ich den Blick auf zukünftige Herausforderungen feministischer Erkenntnistheorie weiten. Diese sehe ich vor allem in der gesellschaftstheoretischen Anschlussfähigkeit verortet. Entlang der Überlegungen Ernesto Laclaus möchte ich daher beispielhaft skizzieren, welche Vorteile eine stärkere Rückbindung an Gesellschaftstheorie und eine abstrakte Begriffsarbeit für das Fortbestehen des kritischen Charakters feministischer Erkenntnistheorie hätte (Kapitel 6.1). Abschließend will ich nochmals das Verhältnis zwischen feministischer Theorie und geschlechterbewusster Erziehungswissenschaft aufgreifen und eine Einschätzung abgeben, welche Stolpersteine im Theorietransfer aufkommen können, aber auch welches Potential in diesem für die Erziehungswissenschaft liegt (Kapitel 6.2).

2. Kontroversen um Marginalisierung

Auf die historische Nähe zwischen feministischer Wissenschaft und Frauenbewegung wurde einleitend verwiesen. Ich will daher auch aktuelle Diskurse in die Suche nach Begründungsfiguren feministischer Erkenntnis einbeziehen. In der Bestimmung, was für mich einen feministischen Diskursraum darstellt, habe ich mich an Rainer Kellers Vorgaben zu Diskursfeldern orientiert. Laut Keller können Diskursfelder entlang von thematischen Aufhängern, institutionellen Settings oder akteursbezogen bestimmt werden (vgl. Keller 2011: 85). Meine Beispiele wählte ich folglich entlang dem Kriterium, dass an den jeweils verhandelten Ereignissen Personen und Organisationen beteiligt sind, die sich selbst als feministisch bezeichnen und somit als Akteur in einem feministischen Diskursraum wahrnehmen. Als zweites Kriterium setzte ich voraus, dass die Ereignisse in einer allgemeinen Öffentlichkeit diskutiert wurden und dort Aufmerksamkeit sowie mediales Interesse erhielten. Die Debatte um die Übersetzung des Gedichts *The hill we climb* von Amanda Gorman, die Ereignisse um das Lesbenfrühlingstreffen 2021 sowie der schon langanhaltende Streit um die Deutung der Prostitution und den feministischen Umgang mit ihr, erfüllen die Kriterien eines feministischen Diskursraums. Während sich das Beispiel Amanda

Gorman und das Lesbenfrühlingstreffen auf Ereignisse beziehen, die sprunghaft Aufmerksamkeit erhielten und eine zwar kurze, aber heftige (medial vermittelte) Debatte auslösten, ist das Beispiel Prostitution ein Dauerstreitpunkt unter den feministischen Fragen. Die Beispiele fungieren in meiner Arbeit als Illustration verschiedener Grundprobleme und -fragen feministischen Handelns und Denkens, sind aber nicht als methodisch kontrolliert erhobene Daten zu verstehen. Vielmehr sollen sie die Analyse begleiten und dabei eine analyseschärfende Funktion einnehmen. Die Schilderung der Beispiele erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit und eine objektive Darstellung. Sicher sind die Schilderungen geprägt von meiner eigenen Wahrnehmung der Ereignisse, aber ich habe mich um eine möglichst genaue Beschreibung dieser bemüht.

2.1 Nahe und ferne Erfahrungsräume: Zur Übersetzung Amanda Gormans

Mit der Inaugurationsfeier des amerikanischen Präsidenten Joe Biden im Januar 2021 wurden die damals 22-jährige, afroamerikanische Lyrikerin und Aktivistin Amanda Gorman und ihr Gedicht *The hill we climb* von einem Moment auf den anderen weltberühmt. Doch es waren nicht nur die politisch aufgeladenen Zeilen ihres Gedichts, die zu Euphorie und Aufbruchstimmung führten, sondern wohl auch die Person Amanda Gorman, die nach den Präsidentenjahren Donald Trumps, die ihren Tiefpunkt im Sturm des Kapitols fanden, das ‚andere Amerika‘ zu verkörpern schien. Die Tochter einer alleinerziehenden Mutter, die Nachfahrin von Sklavinnen, wie es in ihrem Gedicht heißt, Feministin und Harvard-Absolventin wurde zu einer Art Projektionsfläche amerikanischer Träume. Nach der Inaugurationsfeier gaben Verlage weltweit Übersetzungen des Gedichts in Auftrag. Doch mit der Auftragsvergabe entbrannte eine Debatte darüber, wer Gorman übersetzen sollte. Ihren Anfang nahm die Debatte in den Niederlanden, wo die Schwarze Journalistin Janice Deul die Übersetzungsvergabe an die weiße Booker-Preisträgerin Marieke Lucas Rijneveld, der Amanda Gorman zugestimmt hatte, kritisierte. Deul schrieb, dass das Gedicht einer Schwarzen nun von einer Weißen, in Literatur zwar bewanderten, aber nicht ausgebildeten, Übersetzerin übersetzt werden sollte, obwohl es in der Übersetzerinnenlandschaft für Spoken Word fachkundige Schwarze Übersetzerinnen gegeben hätte, die man mit Gormans Übersetzung hätte betrauen können. Deuls Kritik richtete sich primär gegen die strukturelle Unterrepräsentation Schwarzer Übersetzerinnen auf dem Literaturmarkt und die verpasste Chance Gormans Botschaft durch eine passendere Wahl der Übersetzerin zu verstärken (vgl. Rütter 2021). Rijneveld reagierte, zumindest öffentlich, mit Verständnis auf die Kritik und zog ihr Engagement schließlich zurück. Der niederländische Verlag beauftragte daraufhin ein Team mit der Übersetzung. In der deutschen Medienlandschaft wurde der Fall kurz darauf aufgegriffen und auf die Frage, wer Gorman übersetzen dürfe, zugespitzt. Eine Debatte entbrannte und füllte die Kommentarspalten großer deutscher Blätter. Der deutsche Verlag Hoffmann und

Campe, bei dem die deutsche Übersetzung erscheinen sollte, hatte sich allerdings, noch bevor die Debatte ins Rollen kam, dazu entschieden, die Übersetzung von einem Trio anfertigen zu lassen. Dieses bestand aus der Übersetzerin Uda Strätling, der Politologin und Journalistin Hadija Haruna-Oelker und der Autorin und Aktivistin Kübra Gümüşay. Darauf, dass das Trio weiblich ist und Haruna-Oelker und Gümüşay als nicht-weiß gelesen werden, muss hier so explizit verwiesen werden, weil in der Debatte fortan Bezug auf Personenmerkmale wie Geschlecht oder *race* genommen wurde. In den Kommentarspalten großer Blätter klang diese Bezugnahme zum Beispiel so:

„Es wäre naiv, den Fall als kuriose, aber letztlich harmlose Kapriole eines etwas überdrehten identitätspolitischen Diskurses zu betrachten. Im Kern offenbart er den Versuch, die Werte des Universalismus und der Aufklärung zurückzudrehen. Wenn eine weiße Autorin nicht mehr eine schwarze Dichterin übersetzen darf, ist es dann nicht konsequent, dass Schriftstellerinnen nur noch von Frauen übersetzt werden? Sollten dann weiße Reporter besser nicht mehr über schwarze Politiker schreiben?“ (Pfister 2021)

René Pfister, der den Kommentar im Spiegel verfasste, sieht in Vorfällen wie diesem eine „dogmatische Linke“ am Werk, „die glaubt, im Namen der Gleichberechtigung jeden aussortieren zu dürfen, der sich eine unabhängige Meinung leiste“ (ebd. 2021). Was als eine Kritik am Auswahlverfahren für Übersetzungsaufträge und an der mangelnden Repräsentation Schwarzer Übersetzerinnen mit dem Kommentar Deuls begann, wandelte sich in der deutschen Diskussion zu einer Grundsatzdebatte über Identitätspolitik, die zur Gefahr für eine aufgeklärte Gesellschaft oder gar für die Demokratie als solche stilisiert wurde. Nachdem dann auch noch dem katalanischen Übersetzer Victor Obiols der Auftrag nach Fertigstellung der Übersetzung entzogen wurde, waren sich manche KommentatorInnen sicher, dass Gormans Gedicht identitätspolitischen Bestrebungen zum Opfer gefallen war. Im Cicero klang dies z. B. so:

„Es geht nicht darum, die Worte und Intentionen der Autorin möglichst ungebrochen ins Deutsche zu übersetzen, sondern den Ursprungstext als Möglichkeit der volkspädagogischen Belehrung zu nutzen. Es ist keine Übersetzung, sondern politische Propaganda.“ (Brodkorb 2021)

Andere KommentatorInnen kritisierten wiederum die Zuspitzungen der konservativ ausgerichteten Blätter und verwiesen auf die existierenden strukturellen Ungleichheiten im Literaturbetrieb, die durch eine Fixierung der Presse auf vermeintliche identitätspolitische Bestrebungen nicht diskutiert würden. Eine solche Kritik wirke „reichlich larmoyant und wohlfeil“, so Jens Schneider in der Frankfurter Rundschau (Schneider 2021). Von einer „verpasste[n] Chance im Bemühen um Aufmerksamkeit und Sichtbarkeit“ zu sprechen, bedeute nicht, einen identitären Kulturkampf zu führen, so Dirk Knipphals von der taz (Knipphals 2021). Amira Ben Saoud hob in einem Interview im österreichischen Standard jedoch hervor, dass sich aus rassistischen Zuschreibungen an Personen ähnliche Lebenserfahrungen ergeben: „Sexismus dient hier als guter Vergleich, denn er ist kulturspezifisch. Trotzdem wissen die meisten Frauen – egal woher sie kommen –, was Sexismus bedeutet. So ähnlich verhält es sich mit Rassismuserfahrungen“ (Ben Saoud 2021). Ob diese geteilten Erfahrungen auch eine Übersetzung besser machen, ließ Amira

Ben Saoud zwar offen, aber geteilte Erfahrungen scheinen zumindest die Basis für ein besseres Verständnis des Gegenübers zu sein. Saba-Nur Cheema verweist in der taz hingegen darauf, dass Stimmen, die fordern, dass nur Betroffene adäquat über bestimmte Lebenswelten schreiben könnten, das Potential von Literatur, oder Kunst, Empathie zu schaffen, verkennen würde. Außerdem gehe es darum nicht-weiße AutorInnen und ÜbersetzerInnen nicht nur heranzuziehen, wenn es um Diskriminierungserfahrungen gehe und diese somit auf ihr Anderssein zu reduzieren, sondern zu ermöglichen, dass auch Schwarze AutorInnen und ÜbersetzerInnen alles übersetzen könnten – ganz so wie ihre weißen KollegInnen. Cheema folgert aus der Debatte: „Die Frage nach der Identität ist die verschobene Frage nach der Struktur“ (Cheema 2021).

Nach dem Erscheinen der deutschen Übersetzung äußerten sich Haruna-Oelker, Gümüşay und Strätling auf einer Podiumsdiskussion des Literarischen Colloquiums Berlins erstmals selbst zu Fragen der Übersetzung. Haruna-Oelker verwies dabei auf den gewichtigen politisch-historischen Kontext, in dem Gormans Gedicht zu verorten sei und beschrieb als eine der größten Herausforderungen, diesen Kontext in einer anderen Sprache zu vermitteln. Als die Anfrage der Übersetzung kam, habe sie gedachte: „[D]as müssen wir ausprobieren und auch den Reiz zu sagen, wie geht das, wenn drei unterschiedliche Frauen, unterschiedlichen Alters, unterschiedlicher Merkmale einen so historisch gewichtigen Text übersetzen“ (Haruna-Oelker 2021: 15:37 ff.). Gümüşay bezeichnete die Übersetzungsdebatte um Gormans Gedicht als „Strohmanndebatte“, weil es nie darum gegangen sei, bestimmten Menschen das Übersetzen zu verbieten, sondern um die Weitung des Horizonts und die Entwicklung einer Multiperspektivität auf Texte (Gümüşay 2021: 1:05:16 ff.). Strätling nahm beim Literarischen Colloquium die Rolle der gelernten Übersetzerin ein und kam immer wieder auf Probleme zu sprechen, die sich aus dem politischen Anspruch, eine gerechte Sprache zu finden und den lyrischen Anforderungen, den Fluss eines Gedichtes zu bewahren, ergaben. Ein Diskussionspunkt unter den drei Übersetzerinnen stellte diesbezüglich der Umgang mit dem generischen Maskulinum dar. Für Strätling kam die geschlechtergerechte Schreibweise mit einem Stern oder ähnlichem aus Gründen des Klangs nicht in Frage. Deshalb einigten sich die Übersetzerinnen schließlich darauf das generische Femininum zu benutzen (vgl. Strätling 2021: 00:33:05 ff.; 1:00:05 ff.). Die Debatte um Gormans Gedicht schob also nicht nur die Übersetzungspraxis als politische Praxis und die ÜbersetzerInnenlandschaft als ein mit strukturellen Ungleichheiten durchzogenes Feld in den Vordergrund, sondern thematisierte eine grundsätzliche Frage, die über die einer treffenden Übersetzung hinausgeht. Natürlich ging es bei den Forderungen nach diversen Übersetzungsteams oder nach einer besseren Repräsentation Schwarzer Übersetzerinnen nicht darum, ein Gebot oder Verbot auszurufen, aber letztlich drehte sich die (deutsche) Debatte genau darum. Die Diskussion wurde von der Frage begleitet, ob vor dem Hintergrund des Gedichts *The Hill we climb* Angehörige nicht marginalisierter Gruppen über ausreichend Sensibilität und Einfühlungsvermögen

verfügen, um gerade ein solch politisches Gedicht übersetzen zu können. Dieser Frage liegt die Annahme zu Grunde, dass sich eine bestimmte Perspektive und ein tieferes Verständnis aus Erfahrungen ergeben, die Menschen aufgrund ihrer Zugehörigkeit machen. Einzelne Personen werden über bestimmte Zugehörigkeiten charakterisiert und stehen dann repräsentativ für eine Gruppe und deren Marginalisierungserfahrung. Gleichzeitig wird auch impliziert, dass durch die gleiche Zugehörigkeit auch gleiche Erfahrungsräume vorhanden sind, die die Perspektive auf die Welt in ähnlicher Weise formen.

2.2 Selbst- und Fremdzuschreibung: Das Lesbenfrühlingstreffen 2021 in Bremen

Das Lesbenfrühlingstreffen (LFT) ist das größte Treffen von Lesben im deutschsprachigen Raum. Es kann auf eine über 40jährige Geschichte zurückblicken und wird jedes Jahr in einer anderen Stadt von Freiwilligen organisiert. Das erste internationale Lesbenfrühlingstreffen fand 1974 in Berlin statt und sollte ein Zeichen dafür setzen, dass sich ein Großteil der politisch aktiven Lesben von der Schwulenbewegung entfernt hatte und sich mehr der Frauenbewegung zuordnete. Die LFTs finden immer am Pfingstwochenende statt. In Workshops und Vorträgen geht es um lesbenpolitische Themen und Alltagsthemen von Lesben. Auf dem LFT sind alle Lesben willkommen, nur „[f]aschistischen, rechtsextremistischen, rechtspopulistischen und pädophilen Lesben wird die Teilnahme am LFT untersagt“, wie es in einem bindenden Beschluss von 2019 heißt (vgl. Lesbenfrühling e.V. o.J.a). Damit sind grundsätzlich auch trans-Lesben eingeladen. In den Protokollen aus den vergangenen Jahren, die aus dem Abschlussplenum eines jeden LFTs hervorgehen, wird das Thema von transgeschlechtlichen Lesben auf dem LFT immer wieder von Teilnehmerinnen aufgegriffen. Während manche eine mangelnde Sichtbarkeit von trans-Lesben beklagen oder exklusive Workshops für XX-Lesben, also Lesben, die biologische Frauen sind bzw. sich nicht als trans verstehen, als transphob kritisieren, verweisen andere Teilnehmerinnen darauf, dass das LFT auch ein Schutzraum für Frauenlesben darstelle und über den Sinn eines Sternchens hinter Lesben diskutiert werden müsse (vgl. Lesbenfrühling e.V. o.J.b: Protokolle 2016, 2017, 2018, 2019). 2019 fand in Köln das Treffen als L*FT statt. Damals kam es schon zu heftigen Auseinandersetzungen rund um die Frage, wie trans-inklusiv das LFT sein müsse und wen man mit dem Stern genau bezeichne und damit zu LFTs einlade. Im Jahr darauf fiel das LFT coronabedingt aus. 2021 konnte es schließlich in Bremen stattfinden, aufgrund der Pandemie aber nur digital. Im Vorfeld des LFT 2021 kam es jedoch nach Erscheinen des Programmflyers zu einer großen und folgenreichen Diskussion über das Verhältnis des LFTs zu trans-Menschen bzw. trans-Frauen. Das Bremer Organisationsteam hieß in seiner Einladung alle Lesben willkommen und zählte einige ‚besondere‘ Lesbengruppen auf, darunter beispielsweise Schwarze Lesben, jüdische Lesben, geflüchtete Lesben oder detransitionierte Lesben (vgl. Lesbenfrühlingstreffen 2021a). Trans-Lesben fanden sich jedoch nicht in der Aufzählung. Das LFT 2021 wurde zunächst

prominent unterstützt durch die Bremer Senatorin für Gesundheit, Frauen und Verbraucherschutz Claudia Bernhard, die dem LFT auch finanzielle Mittel bereitstellte. Außerdem wurde das LFT durch die Magnus-Hirschfeld-Stiftung unterstützt. Der Lesbenring e.V., der Dachverband für Lesbengruppen in Deutschland, war mit einem Grußwort im Programmflyer vertreten. Das Programm war wie jedes Jahr vielseitig und es fanden sich u. a. auch Vorträge und Workshops, die detransitionierte Frauen in den Mittelpunkt stellten oder die Rolle von Lesben in der queeren Szene beleuchteten und die queere Szene auf ihre Lesbenfreundlichkeit hin befragten. Ein Workshop oder Vortrag, der sich ausschließlich mit der Situation von trans-Lesben beschäftigte, fand sich nicht im Programm. Wie die Bremer Organisatorinnen berichteten, wurden explizit auch Referentinnen für diese Thematik und auch Vertreterinnen des Queer-Feminismus angefragt. Doch keine Angefragte hatte Interesse daran, eine Veranstaltung auf dem LFT zu gestalten (vgl. ebd. 2021b). Weder die Bremer Senatorin, noch die Magnus-Hirschfeld-Stiftung und auch der Lesbenring e.V. sahen in dem Programm oder der Ausrichtung des LFT zunächst ein Problem. Am 24. April 2021 erschien auf dem online Nachrichtenblog Männer* ein Artikel mit dem Titel „Reaktionäre Krise: TERFs³ kapern lesbische Community“. Darin schreibt Victoria Forkel, die zu dieser Zeit Praktikantin bei Männer* war, dass das LFT 2021 von „trans*feindlichen Veranstaltungen durchzogen“ sei (Forkel 2021). Sie schreibt, ihr Artikel sei von der Twitter-Userin Lou (die sich selbst als trans* bezeichnet) und das Programm des LFT analysiert hätte, inspiriert. Da Forkel vorrangig auf diesen Twitter Thread von Lou zurückgreift, seien hier zentrale Kritikpunkte aus dem Thread von Lou genannt: Zum einen kritisiert Lou die Symbol- und Bildsprache des LFT, das unter dem Motto „Rising to the roots“ stattfand und in seinem Logo die Doppelaxt⁴ verwendet. Dies ist für Lou ein Hinweis darauf, dass sich das LFT 2021 auf einen Feminismus der zweiten Frauenbewegung bezieht, der ihrer Ansicht nach essentialistische Argumentationsmuster, die den biologischen Körper ins Zentrum stellen, vertrete. Lou bezeichnet diesen angenommenen Fokus als „essentialistische Ausgrenzung von trans Frauen“ (Lou 2021). Für sie vertritt das LFT 2021 die Haltung, dass „Lesben [...] nur eines sein [sollen, A. d. V.], [...], etwa: ~Vaginamenschen, die auf Vaginamenschen stehen~“ (ebd.). Am Ende des sehr langen Threads folgert Lou, dass die feministische und lesbische Community ein internalisiertes Transfeindlichkeitsproblem habe und das LFT boykottiert werden solle (vgl. ebd.). Am 26. April gab die Deutsche Gesellschaft für Transidentität und Intersexualität e.V. eine Pressemitteilung heraus, in der es hieß: „Der sich (virtuell) in Bremen unverhüllt zeigende Geist birgt die Gefahr, die berechtigten Anliegen von Lesben* durch Verlassen des Bodens der freiheitlich-demokratischen Grundordnung selbst zu delegitimieren“ (Deutsche Gesellschaft für Transidentität und Intersexualität e.V. 2021).

³ Terf ist die Abkürzung für Transexclusiv radical feminists und stellt eine abwertende Bezeichnung für Radikalfeministinnen dar.

⁴ Die Doppelaxt ist ein Sinnbild für die lesbische Lebensweise und soll zur lesbischen Sichtbarkeit beitragen. Das Symbol war in der neuen Frauenbewegung verbreitet.

Plötzlich war nicht mehr nur von vermeintlich transfeindlichen Veranstaltungen auf dem LFT die Rede, sondern es wurde, ähnlich wie im Beispiel zur Übersetzung Amanda Gormans, der schwerwiegende Vorwurf angebracht, dass hier der demokratische Boden verlassen werde. Nur dass diese Vorwürfe im Beispiel Amanda Gorman von konservativer Seite geäußert wurden. Die Bloggerin & Claudia//Mine Wenzel (sic!) äußert in einem Interview mit Männer* sogar: „TERFs sind mit ihren Forderungen und ihrer Rhetorik Steigbügelhalter von neuen völkischen Bewegungen wie AfD und Pegida“ (Forkel/Knuth 2021). Und die Magnus-Hirschfeld-Stiftung beteuerte in einer Mitteilung vom 27.4.21 die Förderung des LFT zugesagt zu haben, bevor sie über das konkrete Programm Kenntnis hatten. Dieses sei jedoch in Teilen transphob und enthalte Begriffe wie Genderideologie, die im rechtspopulistischen Spektrum zu verorten seien. Die Stiftung distanzieren sich deshalb ausdrücklich vom LFT 2021 und rufe stattdessen zu solidarischen Bündnissen auf (vgl. Bundesstiftung Magnus Hirschfeld 2021). Die Bremer Senatorin zog ihre persönliche und finanzielle Unterstützung des LFT nach Bekanntwerden der Vorwürfe zurück. Das Bremer Organisationsteam des LFT gab am 29.04.21 eine Stellungnahme ab und distanzierte sich von den erhobenen Vorwürfen unter anderem rechts oder transfeindlich zu sein und verwies auf die grundsätzliche Offenheit des LFT für alle Lesben. In der Stellungnahme bemerkt das Organisationsteam, dass es keinen Beschluss gebe, der besage, dass trans-Lesben immer mitgenannt werden müssen. Das Programm 2021 solle bewusst frauenspezifische Themen und durchaus auch Kontroversen innerhalb der Bewegung aufgreifen. Dass Organisationen, wie der Lesbenring e.V., ihre Veranstaltungen über Twitter zurückgezogen hätten, bedauere das Team sehr, da so die Chance kontroverse Themen gemeinsam zu diskutieren vertan wurde (vgl. Lesbenfrühlingstreffen 2021b). Im lesbischen Magazin LMag kamen schließlich noch einmal alle Parteien zu Wort und konnten ihre Positionen darstellen. Mahide Lein aus dem LFT-Orgateam sagte zu den medialen Ereignissen im Interview:

„Es geht nicht darum, trans Frauen generell zu kritisieren oder auszuschließen. Es geht um Situationen wie jene, die wir gerade erleben. So wie unsere Szene gerade mit uns umgeht, verstehe ich die Haltung: Das L muss raus aus dem Buchstabensalat.“ (Lochte 2021a)

Sie betonte, dass trans-Frauen Frauen seien und deshalb nicht jedes Mal gesondert miterwähnt werden müssten. Der Lesbenring verwies in der LMag nochmals darauf, dass sich Frausein nicht an der Biologie festmache (vgl. ebd. 2021b) und auch Lou unterstrich im dortigen Interview, dass sich Lesbischsein nicht draus ergebe, auf welches primäre Geschlechtsorgan sich das sexuelle Begehren richte (vgl. ebd. 2021c). Die Ereignisse um das LFT 2021 zeigen, dass die Frage, was eine Frau oder Lesbe ist, keine Selbstverständlichkeit ist und kein Konsens vorliegt. Vielmehr werden beide Kategorien erklärungsbedürftig. Ausschlüsse aus der Kategorie verlangen nach Begründungen, die wiederum diskursiv umkämpft sind. Die Debatte um das LFT zeigt ebenfalls die spezifische Konfliktkonstellation auf, die sich aus einer Marginalisierung innerhalb einer

Gruppe von Marginalisierten ergibt bzw. dass Marginalisierte, wie z. B. Lesben, sich nicht einig darüber sind, wer eigentlich zu dieser Gruppe gehört.

2.3 Betroffenenheiten: Die polarisierte Debatte um Prostitution

Das Verhältnis der Frauenbewegung zur Frage der Prostitution wurde schon in der ersten Frauenbewegung diskutiert. Bereits damals gab es widerstreitende Haltungen (ein guter Überblick hierzu findet sich bei Wolf 2017). Auch in der zweiten Frauenbewegung rief die Thematik heftige Auseinandersetzungen hervor. Bei einer feministischen Konferenz 1971 zur Thematik der Prostitution in den USA kam es zu einer heftigen Verwerfung zwischen Prostituierten und Frauen aus der Frauenbewegung, wie Kate Millet, Autorin von *Sexus und Herrschaft*, berichtet. Die Prostituierten sahen sich durch die Frauen aus der Frauenbewegung abschätzig behandelt und empfanden die Forderung nach der Abschaffung der Prostitution als Bevormundung durch bürgerliche Frauen (vgl. Millet 1981: 44). Laut Kate Millet war ein Dialog zwischen den Gruppen während der Konferenz nicht mehr möglich. Die „wirre Feindseligkeit“ der „nicht sonderlich repräsentativen“ Gruppe der Prostituierten und die „aus Unsicherheit und Schuldgefühl verworrenen Antworten“ der Frauen aus der Bewegung habe zu festgefahrenen Positionen geführt, sodass selbst das gemeinsame Ziel, die Prostituierten zu entkriminalisieren, aus dem Blick geraten sei (vgl. ebd.: 44 ff.). Millet, die für ihr Buch *Das verkaufte Geschlecht* Interviews mit prostituierten Frauen führte und dokumentierte, sah den Konflikt voraus. Sie wusste um die Diskrepanz der Positionen. Während gefordert wurde, dass sich nur Prostituierte zur Frage der Prostitution äußern sollten, sah Millet die wichtige Funktion der Frauenbewegung für die Selbstermächtigung prostituierten Frauen, in deren Rahmen sie ihre Stimme erhoben (vgl. ebd.: 45). Zur Zeit der zweiten Frauenbewegung galt die Prostitution nicht nur in Deutschland noch als sittenwidrig und die Prostituierten waren staatlicher Willkür und Repressionen ausgeliefert. 1975 besetzten Prostituierte die Kirche von Saint-Nizier in Lyon und konfrontierten die französische Gesellschaft mit ihrer eigenen Doppelmoral. Wie Kate Millet schreibt, gelang es den französischen Prostituierten ein paar Stunden lang „nicht mehr eine ‚pute‘, sondern eine Person [Herv. i. O.]“ zu sein (ebd.: 36). Die Prostituierten erhielten prominente Unterstützung aus der Frauenbewegung wie beispielsweise von Simone de Beauvoir, und konstatierten so: „Wir haben nicht mehr den Eindruck, bloß Prostituierte zu sein; wir sind Frauen gemeinsam“ (Besetzerinnen, zitiert nach Millet 1981: 34). Wenngleich der Protest von der Polizei am Tag darauf aufgelöst wurde, so blieb die Selbstorganisation der prostituierten Frauen bestehen. Auch im deutschsprachigen Kontext wurde über die Frage der Prostitution diskutiert: Alice Schwarzer bezeichnete die Prostitution als die älteste Form der Unterdrückung und Entwürdigung der Frau und betonte, dass der Kampf gegen die Prostitution ein Kampf mit den Prostituierten sei (vgl. Schwarzer 1981: 14). Andere

Frauenrechtlerinnen wie Pieke Biermann, selbst Prostituierte, sahen in der Prostitution die bezahlte Variante dessen, was Frauen unbezahlt mit einer Ehe eingingen. Sie formulierte provokant: „Welche Frau ist eigentlich keine Prostituierte? Warum soll die Bürde der ‚Unanständigkeit‘ allein auf Frauen lasten, die als Prostituierte erfaßt und damit sozusagen staatlich anerkannt sind?“ (Biermann 1980: 19). Die Abschaffung der Prostitution könne nur gelingen, wenn die Sklaverei der Frauen abgeschafft und Frauenarbeit endlich entlohnt würde (vgl. ebd.: 20 f.). Wenn Biermann hier von der Prostitution als Arbeit spricht, so tut sie dies um hervorzuheben, dass Frauen dieser nicht nachgehen, weil es ihrem Wesen oder ihrer Lust entspräche, sondern weil es ein Weg ist, Geld für etwas zu nehmen, zu dem Frauen sowieso in irgendeiner Form verpflichtet seien (vgl. ebd.: 20). Umso mehr Öffentlichkeit das Thema bekam und umso lauter Aktivistinnen auf die Situation prostituerter Frauen aufmerksam machten, desto dringlicher wurde auch die Frage, wie eine adäquate Gesetzgebung aussehen könnte. Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, den Fortgang der Verhandlung der Prostitution in Gesellschaft und Politik auszuführen, aber zu Beginn des 21. Jahrhunderts kristallisierten sich zwei unterschiedliche Wege eines solchen Umgangs heraus, denen wiederum zwei unterschiedliche feministische Lesarten der Prostitution unterliegen. Schweden erkannte Prostitution 1999 als eine Form von Gewalt gegen Frauen an und implementierte im Zuge eines Gesetzespakets zur Gleichstellung der Geschlechter das sogenannte Nordische Modell. Neben Ausstiegshilfen und der Entkriminalisierung der Prostituierten, werden dort der Sexkauf und die Förderung der Prostitution bestraft. Diesem Modell folgten in jüngster Vergangenheit Länder wie Frankreich, Irland oder Kanada. Deutschland schlug einen anderen Weg ein und legalisierte die Prostitution 2002 vollständig. Prostitution war hiermit als Dienstleistung anerkannt und der Prostitutionsmarkt wurde zu einem legalen Gewerbe. Hoffnungen, die Rechte Prostituerter zu stärken und die Zwangsprostitution durch ein staatlich kontrolliertes ‚Angebot‘ der ‚sauberen Prostitution‘ zurückzudrängen, haben sich nicht erfüllt (vgl. Di Nicola 2021). Mit der Legalisierung scheint auch die Polarisierung bezüglich des Themas in feministischen Diskursräumen zugenommen zu haben und so wird die Lesart der Prostitution meist in engem Zusammenhang mit der jeweiligen Gesetzgebung diskutiert. Neben jenen, die Prostitution als Dienstleistung ansehen und möglichst wenig Einmischung des Staates fordern, setzen sich andere für die Einführung des Nordischen Modells in Deutschland ein. Auf beiden Seiten finden sich prostituierte Frauen oder Aussteigerinnen, die das eine oder andere Modell bzw. die eine oder andere Lesart der Prostitution, vertreten.

Wie aufgeladen die Frage der Prostitution als feministisches Thema ist, wird im folgenden Beispiel sehr deutlich: Am Internationalen Frauentag 2020 fand in Berlin eine große Demo statt. Ein Bündnis rief zum Frauen*kampftag auf. Zahlreiche Gruppen und Einzelpersonen nahmen an der Demo teil und trugen ihre Botschaften auf die Straße, so auch bezüglich des Themas Prostitution. Teilnehmerinnen hielten Plakate hoch, die das sogenannte Sexkaufverbot

forderten.⁵ Dies löste nach Angaben der betreffenden Teilnehmerinnen Ärger unter den OrdnerInnen der Demo aus, die schließlich die Polizei hinzuriefen. Die Inhalte der Plakate wurden von den OrdnerInnen als diskriminierend eingeschätzt und die Polizei sollte die Teilnehmerinnen deshalb der Demo verweisen. Die Polizei sah hierzu aber keine Grundlage (vgl. RadFem Kollektiv Berlin 2020). Als die Demo sich in Gang gesetzt hatte, wurden die entsprechenden Teilnehmerinnen nochmals von den OrdnerInnen unter Verweis auf den Demokonsens angewiesen entweder auf die Plakate zu verzichten oder sich von der Demo zu entfernen. Die Teilnehmerinnen verblieben jedoch im Demozug mit ihren Plakaten. Schließlich wurden die Teilnehmerinnen von anderen DemonstrantInnen bedrängt und als sie trotz mehrmaliger Aufforderung der OrdnerInnen die Demo nicht verließen, flog, nach ihren eigenen Angaben, eine Glasflasche in ihre Richtung. Es wurde niemand verletzt, aber die betreffenden Teilnehmerinnen verließen daraufhin den Demozug (vgl. ebd.). Die OrganisatorInnen des Frauen*Kampftages in Berlin veröffentlichten nach der Demo eine Entschuldigung bzgl. der Vorkommnisse auf ihrer Website. Diese richtete sich an „alle Sexarbeiter*innen und alle Trans*personen [...], [die, A. d. V.] sich durch die Anwesenheit dieser Inhalte [der Plakate, A. d. V.] verletzt oder angegriffen fühlten.“ Die OrganisatorInnen des Frauen*Kampftags erklärten in der Entschuldigung, dass sie das „Präsentieren von trans*- und Sexarbeiter*innen feindlichen Inhalten bei der Demonstration [...] als gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit und damit als Überschreiten der Grenzen unserer Pluralität“ werten, denn „[f]ür diese Personengruppen ist das Zeigen solcher Schilder nicht nur eine Provokation, es bedroht auch ihre Sicherheit. Die Demo zum Frauen*Kampftag muss auch ein Schutzraum für sie sein“ (Frauen*kampftag Berlin 2020).

Die Streitfrage der Prostitution innerhalb der feministischen Bewegung besteht seit Jahrzehnten, wobei die divergierenden Auffassungen der Prostitution als Gewalt gegen Frauen oder als Ausdruck der Selbstbestimmung von Frauen konstant bleiben. Konstant geblieben ist auch die Konfliktkonstellation, die sich aus einer unterstellten Bevormundung von prostituierten Frauen und der Prostitution als einer Manifestation der Unterdrückung aller Frauen ergibt. Wer legitimiert ist zu sprechen, wer urteilen kann oder wer tatsächlich marginalisiert und betroffen ist, wird in der Argumentation häufig als Rechtfertigung der einen oder anderen Position angeführt.

Die beschriebenen Kontroversen aus dem feministischen Diskursraum sollten den Blick darauf lenken, dass sich der angenommene Zusammenhang von Erkenntnis und Marginalisierung in seiner jeweiligen Ausformung auch in der feministischen Praxis manifestiert und feministische Kontroversen wiederum auch Anstöße zu einem Überdenken bisheriger Theorieannahmen sein können. Entlang dieser drei Kontroversen lassen sich theoretische Annahmen über den

⁵ Außerdem trugen die Demonstrantinnen Plakate mit der Aufschrift „Lesbians only love pussy“ bei sich.

behaupteten Zusammenhang von Erkenntnis und Marginalisierung wie durch ein Brennglas in ihrer praktischen Dimension beobachten und werden so in ihren Implikationen für das feministische Denken und Handeln verstehbar. Im folgenden Kapitel will ich zunächst mit einer der einflussreichsten Überlegungen – der feministischen Standpunkttheorie – zu diesem Zusammenhang beginnen.

3. Diskussion der feministischen Standpunkttheorie als Erkenntnistheorie

“This sense of wholeness, impressed upon our consciousness by the structure of our daily lives, provided us an oppositional world view – mode of seeing unknown to most of our oppressors, that sustained us, aided us in our struggle to transcend poverty and despair, strengthened our sense of self and our solidarity.”
(bell hooks 1984, IX)

Standpunktepistemologien ziehen nicht nur Verbindungslinien zwischen dem gesellschaftlichen Standort, dem Bewusstsein, der Erkenntnis und dem Wissen, sondern weisen darüber hinaus marginalisierte Standpunkte als privilegierte Erkenntnisstandpunkte aus, die zu objektiveren Erkenntnissen verhelfen (vgl. Singer 2005: 162). Die feministische Wissenschaftskritik enttarnte die ‚neutrale Mainstreamwissenschaft‘ folglich nicht nur als ebenso standortgebunden, sondern beanspruchte gleichzeitig einen privilegierten Erkenntnisstandpunkt für sich. Der hieraus resultierende Widerspruch, die Objektivität und Neutralität von Wissenschaft zuerst radikal zu negieren, um dann in einem zweiten Schritt den eigenen Standpunkt als ‚besser‘ zu deklarieren, bedurfte folglich einer Begründung. Feministischen Standpunkttheoretikerinnen war außerdem daran gelegen, die feministische Forschung selbst auf ihre epistemologischen Grundannahmen zu prüfen und ihre Wahrheits- und Objektivitätsansprüche kritisch zu durchleuchten (vgl. ebd.: 166). Eine zusätzliche Herausforderung ergab sich aus der Tatsache, dass Frauen nicht nur das Objekt der Erkenntnis bildeten, sondern auch als Erkenntnissubjekt fungierten. Diese Doppelbesetzung wurde jedoch nicht als epistemologisches Problem aufgefasst, sondern im Gegenteil als Voraussetzung der Erkenntnis. Eine Machtkritik ist den frühen feministischen Standpunktepistemologien inhärent. Sandra Harding unterstreicht dies, wenn sie die Standpunkttheorie als „feminist critical theory about relations between the production of knowledge and practices of power“ beschreibt und diese Verbindung als Auslöser fortlaufender Theoriekontroversen benennt (Harding 2004: 1).

Eine solche Kontroverse findet sich in der Zeitschrift *Signs*, in der im Jahr 1997 Susan Hekman mit ihrem Artikel *Truth and Method: Feminist Standpoint Revisited* den Aufschlag zu einer Diskussion unter wichtigen Vertreterinnen feministischer Standpunkttheorie machte. Die Diskussion als solche wird heute viel rezipiert, um die Grundlagen des Standpunktfeminismus herauszuarbeiten (etwa bei Singer 2005 oder Ramazanoglu/Holland 2002). Ich will mich

hingegen verstärkt auf die epistemologischen Grundannahmen der Standpunkttheorie konzentrieren. Weil Hekman sich selbst auf der postmodernen/poststrukturalistischen Theorielinie verortet und aus dieser Warte die marxistisch geprägten Standpunkttheorien kritisiert, wird die Diskussion nicht nur mit viel Schärfe geführt, sondern markiert auch eine Art Schnitt zwischen ‚alten‘ Standpunktepistemologien und ‚neuen erkenntnistheoretischen Positionen innerhalb der feministischen Theorie. Hekman kritisiert in ihrem Artikel die ‚alten‘ Standpunkttheorien und anschließend antworten Vertreterinnen jener ‚alten‘ Schule auf die vorgebrachte Kritik. Die Argumente und Begründungszusammenhänge dieser ‚alten‘ Schule schälen sich in der Bewegung der Verteidigung der eigenen Theorie deutlich heraus. Deshalb will ich im Folgenden entlang der in *Signs* abgebildeten Diskussion die ‚alte‘ Standpunkttheorie mit Bezug auf die Konstruktion der Marginalisiertenposition bzw. des feministischen Standpunkts sowie die Begründung des Erkenntnisprivilegs dieser Standpunkte vorstellen und zentrale Gemeinsamkeiten und Unterschiede herausarbeiten. Zunächst sollen jedoch die Kritikpunkte Hekmans kurz vorgestellt werden, um die Antworten von Nancy Hartsock, Patricia Hill Collins und Sandra Harding⁶ nachvollziehen zu können. Hartsock, Collins und Harding gehören nicht nur zu den wichtigsten und prägendsten Standpunkttheoretikerinnen, sondern sie repräsentieren auch drei unterschiedliche Zugänge zur feministischen Standpunkttheorie.

3.1 Differente Standpunkte und Diskursivität: Warum es nach Hekman kein privilegiertes Wissen gibt

Susan Hekman stellt zunächst klar, dass sie in der feministischen Standpunkttheorie einen paradigmatischen Wandel des Erkenntnis- und Wissensbegriffs sieht, der nicht nur die feministische Theorie verändert habe, sondern die Epistemologie als solche (vgl. Hekman 1997: 342). Doch mit dem Bedeutungsverlust marxistischer Theorie und dem Bedeutungsgewinn differenzorientierter und poststrukturalistischer Fragestellungen würde die Standpunkttheorie zunehmend an Einfluss verlieren (vgl. ebd.: 341 f.). Für Hekman ergeben sich folglich zwei Kritikpunkte an der ‚alten‘ Standpunkttheorie: Der erste Kritikpunkt zielt auf die übersehenen Differenzen innerhalb des Standpunktes bzw. unter Frauen.

In der feministischen Standpunkttheorie wird die Kategorie Geschlecht als relevant für die Behauptung eines Standpunktes der Frauen in einem patriarchalen Gesellschaftssystem gesetzt. Hekman kritisiert nun, dass diese Annahme nicht konsequent zu Ende gedacht sei, wenn die Differenzen innerhalb der Kategorie Frau keine Berücksichtigung in der feministischen

⁶ Dorothy E. Smith war ebenfalls an der Diskussion in *Signs* beteiligt. Smith nicht in meine Darstellung einzubeziehen liegt darin begründet, dass sie sich stark auf Sandra Harding bezieht, die ich aufgreife, und ihre Arbeit vor allem die Implikationen eines weiblichen Standpunktes für die Soziologie untersucht. Dabei ist sie um eine methodische Übersetzung des Forschungsprogramms der Standpunkttheorie bemüht. Smith entwickelte den Ansatz der *institutional ethnography*.

Standpunkttheorie fänden: „But if the differences among women are taken seriously and we accept the conclusion that women occupy many different standpoints and thus inhabit many realities, this thesis must be reexamined“ (ebd.: 349). Hekman deutet damit an, dass der alleinige Bezug auf die Kategorie Geschlecht als Basis des feministischen Standpunktes den eigentlichen Prinzipien der Standpunkttheorie widerspricht bzw. der Komplexität standortgebundenen Wissens und gesellschaftlicher Machtverhältnissen nicht gerecht wird.

Zweitens kritisiert Hekman die materialistische Auslegung des feministischen Standpunktes und setzt diesem ein diskursives Verständnis entgegen. Dabei basieren ihre Überlegungen auf einem foucaultschen Subjektverständnis, nach welchem Subjekte diskursiv erzeugt sind und somit über diese nicht in vordiskursiver Weise gesprochen werden kann. Zunächst stellt Hekman überraschenderweise Parallelen zwischen foucaultschen Überlegungen und jenen Nancy Hartsocks fest. Hartsock wie auch Foucault gingen von einer Prägung des Bewusstseins durch das Soziale aus. Foucault würde auf hegemoniale Diskurse verweisen, welche konzeptionell der Ideologie der herrschenden Klasse bei Hartsock ähneln und nicht zuletzt sei für Foucault die Rolle des unterdrückten Wissens innerhalb dieser Diskurse für seine machttheoretische Fragestellung zentral (vgl. ebd.: 345). Doch die Gemeinsamkeiten zwischen den foucault'schen Annahmen und jenen der ‚alten‘ Standpunkttheorie enden dort, wo Hekmans zweiter Kritikpunkt an der Standpunkttheorie Hartsocks, Collins' und Hardings beginnt: Während die Theoretikerinnen der ‚alten‘ Schule nämlich betonten, dass dem feministischen Standpunkt ein Bewusstwerdungsprozess und eine Theoretisierung der Erfahrungen von Frauen vorausgehe (vgl. Hartsock 1983: 289, 304; Collins 1991: 22), dieser also diskursiv hervorgebracht sei, würde die Lebensrealität von Frauen und das Wissen, welches sich darauf gründet, als nicht-diskursiv verstanden (vgl. Hekman 1997: 357). So entsteht aus Hekmans Sicht ein inkonsistentes Argument:

“The nature of their oppression is not obvious to all women; it is only through feminist analysis that the feminist standpoint can be articulated. What this comes down to is that although the feminist standpoint is discursively constituted, the material reality of women's lives it is based is not.” (ebd.: 346)

Erkenntnistheoretisch sind Hekmans Kritikpunkte folgenreich: Wenn es nämlich nicht gelingt zu plausibilisieren, warum Frauen trotz anderer Differenzen einen Standpunkt bilden von dem aus eine (geschlechtsspezifische) Gesellschaftskritik artikuliert werden kann, so wäre die Frage nach dem Objekt, wie auch dem Subjekt der Erkenntnis neu aufgeworfen. Daran anschließen würde sich die Frage nach der Wahrheit und Objektivität, die von bestimmten Erkenntnisstandpunkten ausgehen kann. So konstatiert Hekman, dass Patricia Hill Collins zwar neben der Kategorie Geschlecht auch die Differenzkategorie *race* mitdenke und so gerade verdeutlicht, dass eine Konzentration auf die geschlechtliche Differenz alleine unzureichend sei, aber dann nicht konsequent den Schluss ziehe, dass auch die Erkenntnis Schwarzer Frauen situiert und in ihrem Wahrheitsanspruch relativ zu verstehen sei (vgl. ebd.: 352). Auch an Nancy Hartsock kritisiert Hekman die theoretische Verarbeitung des Wahrheitsanspruchs, insofern als Hartsock, ähnlich wie

Collins, einem Standpunkt die Möglichkeit der ‚wahren Erkenntnis‘ einräume. Laut Hekman erscheine die Realität bzw. der Diskurs der Herrschenden nach Hartsock als Ideologie, während der Diskurs der Unterdrückten als die wahre Realität angeführt werde (vgl. ebd.: 346). Für Hekman kann die feministische Standpunkttheorie also durchaus *eine* Erkenntnis über die gesellschaftlichen Verhältnisse (Hekman würde hier wohl eher von Diskursen sprechen) ermöglichen, jedoch kann sie dabei weder Wahrheit und Objektivität noch ein Erkenntnisprivileg für sich beanspruchen. Damit die Standpunkttheorien weiter bestehen zu könnten, sei nötig „rejecting the definition of knowledge and truth as either universal or relative in favor of a conception of all knowledge as situated and discursive“ (ebd.: 357). Dass Hekman das letzte Kapitel ihres Beitrags mit „Truths and Methods: Towards a new paradigm [Herv.d.V.]“ betitelt, unterstreicht ihre postmoderne Orientierung. Um die Begründungen und Argumente der Theoretikerinnen der ‚alten‘ Standpunkttheorie in den Diskussionsbeiträgen besser nachvollziehen zu können, werde ich im Folgenden auch auf frühere Texte der Autorinnen zurückgreifen.

3.2 Materialismus und Arbeit: Hartsocks feministischer historischer Materialismus

Nancy Hartsock, die als die Begründerin der feministischen Standpunkttheorie gilt (vgl. Singer 2005: 166), baut wesentlich auf den Überlegungen Marx‘ zum proletarischen Standpunkt auf, kritisiert aber gleichzeitig die Geschlechterblindheit der marxistischen Theorie (vgl. Hartsock 1983: 284). Dass die Frauen einen eigenen Standpunkt einnehmen und nicht im proletarischen Standpunkt aufgingen, begründet Hartsock mit der „sexual labor division“, die dem Kapitalismus vorgelagert sei und diesen stabilisiere. Die Frau sei nämlich in doppelter Weise in die Produktionsverhältnisse eingespannt – als Arbeiterin in der Fabrik und als Arbeiterin im Privaten zu reproduktiven Zwecken, so Hartsock (vgl. ebd.: 291). Diese Produktionsbedingungen würden das Sein und damit das Bewusstsein der Frau strukturieren und so kann Hartsock argumentieren, dass die daraus resultierende Spezifik von Frauenleben im (westlichen) Kapitalismus einen homogenen Zusammenhang herausbildet – einen Standpunkt (vgl. Hartsock 1983: 285 f.). Susan Hekman wendet in ihrem Beitrag die Kritik bzgl. des blinden Flecks des Geschlechterverhältnisses, die Hartsock an Marx übt, nun gegen Hartsock selbst: Hartsock schenke den Differenzen, sowohl unter Frauen, als auch innerhalb der herrschenden Klasse, keine Beachtung (vgl. Hekman 1997: 352). Zwar erkennt Hartsock Hekmans Kritik an dieser Stelle an, doch sieht sie darin eine falsche Interpretation des Gruppenbegriffs, die Gruppen als Ansammlung von Individuen mit unterschiedlichen Merkmalen verstehe und nicht, wie von Hartsock intendiert, als Klasse an und für sich im marxischen Sinne (vgl. Hartsock 1997: 371 f.). Die Subjekte, die Hartsock interessieren, sind keine Individuen, sondern kollektive Subjekte bzw. Gruppen (vgl. ebd.: 371). Hartsocks Standpunkttheorie interessiert sich folglich für Gruppen, die ein Bewusstsein entwickelt haben

und so eine Klasse für sich geworden sind. Deshalb spricht Hartsock auch nicht von einem „women's viewpoint“, sondern von einem „feminist standpoint“, weil der Standpunkt eben nicht durch das Frausein alleine eingenommen werden könne (vgl. ebd.: 372). In einem Ausblick auf die zukünftigen Herausforderungen feministischer Standpunkttheorie unterstreicht Hartsock nochmals, dass es um die Analyse der Konstruktionsbedingungen und -möglichkeiten von Gruppen für sich gehen muss:

„[M]uch more needs to be learned about the construction of group which must be thought of not as aggregations of individuals but as groups formed by their oppression and marginalization but sharing enough experience to have the possibility of coming to understand their situation in ways that can empower their oppositional movements“ (Hartsock 1998: 94).

Durch den Bezug auf Marx ist Hartsocks Standpunkttheorie von einem materialistischen Verständnis getragen. Insbesondere die „sexual labor division“ als Strukturprinzip der Gesellschaft definiert die Lebensbedingungen von Frauen und evoziert einen geteilten Erfahrungsraum. Analog zu Marx sieht auch Hartsock das hier angelegte Strukturprinzip als deterministisch an. Wo Marx jedoch das Ökonomische als Determinante der Produktionsverhältnisse im Kapitalismus identifiziert, sieht Hartsock die Produktionsverhältnisse maßgeblich durch die geschlechtliche Arbeitsteilung geprägt und folgert daher auch, dass diese das eigentliche Fundament des Kapitalismus forme (vgl. Hartsock 1983: 291 f.). Die sich aus diesen Verhältnissen ergebenden marginalen Erfahrungen von Frauen bildeten die Bedingung der Möglichkeit einer Konstruktion eines Standpunktes. Die Konstruktion eines Standpunkts beschreibt Hartsock als „an active intervention, a conscious and concerted effort to reinterpret and restructure our live“ (Hartsock 1983: 372, zitiert nach Weeks 1996: 101). Dieser ‚aktive‘ Bewusstwerdungsprozess enthalte folglich, wie Hekman feststellt, ein diskursives Moment, weil ein solch verstandener Standpunkt sich immer wieder aufs Neue rekonstruieren müsse (vgl. Hekman 1997: 345 f.). Doch Hartsock sucht nicht nach diskursiven, sondern nach materialistischen Gründen, warum eine „sexual labor division“ überhaupt zum Strukturprinzip werden konnte. Und hier widerspricht Hekman deutlich, weil Hartsock aus ihrer Sicht zu essentialisierenden Methoden greift, die ihr dann ermöglichen, das situierte Wissen einer Gruppe in seiner kritischen Erkenntnisqualität über jenes anderer Gruppen zu stellen (vgl. ebd.: 346). Hartsock führt das Strukturprinzip der geschlechtlichen Arbeitsteilung auf den weiblichen Körper und seine Reproduktionsfähigkeit zurück und führt somit die Ebene einer vordiskursiven Realität ein. Hierin liegt auch Hartsocks Begründung, warum die Erfahrung von Frauen eine andere, oder, wie gleich gezeigt werden wird, eine bessere Ausgangsposition für Erkenntnis bietet. Sie schreibt: „The female experience in reproduction represents an unity with nature which goes beyond the proletarian experience of interchange with nature“ (Hartsock 1983: 293). Weil Hartsock Geschlecht nicht nur auf einer sozialen Ebene verortet, spricht sie nicht von „gender division of labor“, sondern von „sexual division of labor“ (vgl. ebd.: 289). Mit dem Bezug auf Körperlichkeit führt Hartsock die leitende Differenz ihrer

Standpunkttheorie ein. Weil die Struktur Lebensrealitäten forme, seien jene von Frauen konträr zu jenen von Männern und so kommt Hartsock zu dem Schluss, dass diese Differenz der Lebensrealitäten auch epistemologische Konsequenzen hat (vgl. ebd.: 284). Der feministische Standpunkt ist nicht nur Ausgangspunkt einer Kritik an phalokratischen Institutionen und Ideologien, sondern ein Standpunkt brächte auch mit sich, „that there are some perspectives on society from which, however well intentioned one may be, the real relations of humans with each other and with the natural world are not visible“ (ebd.: 285). Das Materialistische ist die eigentliche Realität, die jedoch im Kapitalismus durch Ideologie verzerrt wird oder anders ausgedrückt, der Kapitalismus erzeugt eine eigene Realität, die durch die Bewusstwerdung des Klassenstandpunktes erst als Ideologie und als den eigentlichen Bedürfnissen der Menschen zuwiderlaufend erkannt werden muss. Indem Hartsock sich auf die Methode des dialektischen Marxismus beruft und damit zwei Ebenen der Realität behauptet, kann sie begründen, dass die materiellen Bedingungen nicht nur die Menschen, sondern auch ihr Wissen bzw. ihr Bewusstsein formen (vgl. ebd.: 283 f.). Mit diesem Zusammenhang begründet Hartsock den feministischen Standpunkt als einen exklusiven Erkenntnisstandpunkt (vgl. ebd.: 284). Während Hekman dieses Erkenntnisprivileg zu relativieren versucht, unterstreicht Hartsock zum Ende ihrer Antwort, dass es neben der diskutierten materialistisch-feministischen Begründungslinie dieses Standpunktprivilegs, auch ethische und politische Gründe für dessen Verteidigung gebe, welche sie in der „self-conscious transformation of individuals into resistant, oppositional, and collective subjects“ legitimiert sieht (Hartsock 1997: 373).

Nancy Hartsocks feministisch-materialistische Standpunkttheorie begründet die Möglichkeit eines feministischen (Erkenntnis-)Standpunkts mit der Positionierung von Frauen innerhalb der kapitalistischen Produktionsverhältnisse. Nicht nur die soziale Stellung der Frau innerhalb dieser, sondern auch die materielle Realität ihres Körpers bildet die Voraussetzung der „sexual labor division“. Hartsock führt in die feministische Standpunkttheorie einen Erfahrungsbegriff ein, der sich aus der Positionierung innerhalb der Verhältnisse ergibt und insofern materialistisch definiert ist, als er auf die tatsächlichen Lebensbedingungen von Frauen zielt. Die Bewusstwerdung über die strukturell-ideologischen Gründe dieser Bedingungen, führt gleichzeitig aus diesen heraus, weil Frauen in dem Moment, in dem sie sich als Gruppe erkennen, zu einem widerständigen, erkenntnisprivilegierten Subjekt werden. Patricia Hill Collins knüpft an den Erfahrungsbegriff sowie an das Gruppenverständnis Hartsocks an und erweitert dieses um die Differenzlinie *race*.

3.3 Ungleichheit als Strukturprinzip: Collins' *Black Feminist Thought*

Auch Collins verweist auf Hekmans falsche Interpretation des Gruppenbegriffs innerhalb der Standpunkttheorie. Die Zugehörigkeit zu einer Gruppe, ergebe sich nicht aus einer freiwilligen Mitgliedschaft. Vielmehr baue ein Standpunkt auf einer Gruppe auf, deren Mitglieder eine gemeinsame Geschichte aufwiesen und in gleicher Weise in den Machtverhältnissen positioniert seien (vgl. Collins 1997: 376). Die Positionierung erfolgt nun aber nicht, wie etwa bei Hartsock, über herrschende Produktionsverhältnisse, sondern bei Collins sind es die hierarchischen Machtverhältnisse, die (Schwarze) Frauen als Gruppe hervorbringen und Dominanzverhältnisse ausbilden (vgl. ebd.). Kategorien sind somit immer an den gesellschaftlichen Kontext rückgebunden und können nicht unabhängig von Dominanzverhältnissen beschrieben und gedacht werden:

„Race, gender, social class, ethnicity, age and sexuality are not descriptive categories of identity applied to individuals. Instead, these elements of social structure emerge as fundamental devices that foster inequality resulting in groups.“ (ebd.)

Die Analyse Collins' geht demnach von strukturellen Ungleichheiten aus, die Schwarze Frauen erfahren, unabhängig davon, ob sie sich selbst als solche identifizieren. Um jedoch von der passiven Zuordnung durch die Herrschenden zu einer selbstbewussten Gruppe zu gelangen, muss Collins in einem zweiten Schritt dann doch auf das Konzept der Identität zurückgreifen. Denn für eine Aneignung der Zuschreibung müsse eine „collective identity“ unter Schwarzen Frauen entstehen, die ihnen einen selbstbestimmten Blick auf sich und selbstgewählte Definitionen ihrer selbst ermögliche (vgl. Collins 1989: 750). Das Moment der Selbstbeschreibung sei daher nicht nur als Abgrenzung zur Fremdbeschreibung innerhalb der dominanten sozialen Ordnung zu verstehen, sondern drücke das widerständige Potential unterdrückter Gruppen aus (vgl. ebd.: 749). Von einem Standpunkt könne also nur dort die Rede sein, wo marginalisierte Gruppen eine kollektive Identität annehmen, um sich aus einem fremdbestimmten Dominanzverhältnis zu lösen und eine kritische Perspektive auf dasselbe entwickeln.

Als Schwarze Theoretikerin war Patricia Hill Collins daran gelegen, die spezifische und besondere Bedeutung einer kollektiven Identität und eines gemeinsamen Standpunktes für Schwarze Frauen auszuarbeiten. Selbst-Identifizierung bedeute für Schwarze Frauen Subjektwerdung in einer Gesellschaft, die Schwarzes Leben dehumanisiere (vgl. Collins 1986: 18). Folglich bedeutet die Ausbildung eines „Black women's standpoint“ nicht nur zu einer Selbstdefinition zu gelangen, sondern auch Schwarzen Frauen „self-valuation“ zu ermöglichen (vgl. ebd.: 19).

Doch was sind die Voraussetzungen dafür, dass Schwarze Frauen sich als Gruppe erkennen und welche Begründung führt Collins für die Relevanzsetzung der Verschränkung von *race* und *gender* für diesen differenten Standpunkt an? Ähnlich zu Hartsock argumentiert auch Collins, dass sich aus den gesellschaftlichen und materiellen Bedingungen verschiedene

Erfahrungsräume ergeben (vgl. Collins 1989: 747). Über diese strukturell bedingten Erfahrungsräume lassen sich laut Collins Themen, wie Mutterschaft, sexuelle Gewalt oder Familie identifizieren, über die sich Gemeinsamkeiten und Spezifika Schwarzer weiblicher Lebensrealitäten aufzeigen lassen. Entlang dieser Themen kristallisierten sich die Effekte der Verschränkung rassistischer und sexistischer Diskriminierung heraus (vgl. Collins 1991: 22, 28). Die Verschränkung wird folglich durch die Systematik der Ungleichheitsstruktur standpunktrelevant. Darüber hinaus verfällt Collins durch das Zusammendenken von *race* und *gender* nicht dem antagonistischen Denken in Peripherie und Zentrum. Durch die Betrachtung der Verschränkung der Kategorien, teilt sich das Feld nicht in ein eindimensionales Herrschaftsverhältnis, sondern öffnet den Blick einerseits für Differenzen und Widersprüche innerhalb von Herrschaftsverhältnissen und andererseits, so betont Collins, für die Gemeinsamkeiten zwischen unterdrückten Gruppen, die eine kritische Reflexion des eigenen Standpunktes und Lernprozesse in Gang setzen könnten (vgl. ebd. 1991: 33). Folgt man Collins' Überlegungen, so lassen sich aus der Ungleichheitsstruktur der Gesellschaft Kategorien abstrahieren anhand derer die Prozesse, die sie hervorbringen, herausgearbeitet werden können. Ähnlich wie Hartsock ist sich auch Collins bewusst, dass sich aus der objektiven Feststellung eines geteilten Standpunktes noch kein Bewusstsein über diesen ergibt. Collins sieht für diesen Bewusstwerdungsprozess Schwarze intellektuelle Frauen verantwortlich, deren Aufgabe es ist „to produce facts and theories about the Black female experience that will clarify a Black woman's standpoint for Black women“ (Collins 1989: 16). Der Bewusstwerdungsprozess als solcher ist deshalb durchaus als diskursiver Vorgang anzusehen, will man auf Hekmans Einwände an der ‚alten‘ Standpunkttheorie eingehen.

In Collins' Theorie lässt sich außerdem eine ähnliche theoretische Vorannahme finden, wie sie auch Hartsock vertritt. Collins bewertet die Beschreibung im Sinne einer kategorialen Charakterisierung Schwarzer Frauen innerhalb der Dominanzverhältnisse als verzerrt, weil die Beschreibung aus den Dominanzverhältnissen hervorgehe und die Funktion habe, diese aufrechtzuerhalten. Die Dominanzverhältnisse stellen, um die Parallele zu Hartsock zu ziehen, eine ideologisch überlagerte Realität dar, die durch die Einsetzung einer zweiten Realitätsebene als solche erkannt werden kann. Collins führt diese zweite Ebene als die Selbst-Definition Schwarzer Frauen ein, die „externally-derived images with authentic Black female images“ (ebd.: 17) ersetzen soll. Wo Hartsock die Materialität des Geschlechtskörpers als Realität ausweist, setzt Collins die Authentizität als vordiskursives Moment zur Begründung des Standpunktes ein. In der Analyse zu den Verschiebungen und Kontinuitäten feministischer Erkenntnistheorie werde ich auf Collins' Authentizitätsbegriff zurückkommen und zeigen, dass Collins diesen nicht essentialistisch auslegt, so wie es hier vermutet werden könnte. Die aus der Ungleichheitsstruktur resultierenden geteilten und bewusstgemachten Erfahrungen Schwarzer Frauen münden in einem

„Black women’s standpoint“, den Collins primär als politisch-widerständigen Standpunkt betrachtet.

Die Frage, inwiefern von diesem Standpunkt ausgehend Wissen erzeugt und Erkenntnis hergebracht werden kann, fasst Collins in ihrem Konzept „Black feminist thought“ zusammen. Mit der Entwicklung einer „afrocentric feminist epistemology“ (Collins 1991) verfolgt Collins zwei Ziele: Zum einen geht es ihr nicht darum, ‚das Wahre‘ auszumachen, sondern sie will untersuchen, welche Wahrheiten als wahr angesehen werden und so das Denken und Handeln beeinflussen (vgl. ebd.: 203). Zum anderen verfolgt Collins mit ihrem Konzept ein Forschungsprogramm, das Wissen über das Wissen Schwarzer Frauen generieren möchte. Dies könne jedoch nicht mit den wissenschaftlichen Instrumenten geschehen mit denen bisher gearbeitet wurde, weil diese Instrumente mitunter zu der Unsichtbarmachung jenes Wissens beigetragen hätten (vgl. Collins 1989: 75). Weil die traditionelle und institutionelle Wissensproduktion für Schwarze Frauen aufgrund ihrer Unterdrückung nicht möglich gewesen sei, müsse das Wissen Schwarzer Frauen auf alternativen Wegen erforscht werden, z. B. in der Musik, der Literatur oder im Alltagshandeln (vgl. Collins 1991: 202). Dem Wissen Schwarzer Frauen stünde jedoch die Sozialisation in weißen Institutionen gegenüber. Eine solche weiße Institution sei auch die Wissenschaft und mit ihr auch die feministische Theorie. Collins beschreibt ein Spannungsfeld, in welchem sich Schwarze Intellektuelle befänden. Diese müssten sich an ein Wissen bzw. an das Wissen eines Standpunktes assimilieren, der nicht der ihre sei und sich nicht jenen Fragen zuwende, die für das Leben Schwarzer Frauen relevant seien (vgl. Collins 1989: 26). Schwarze Frauen blieben daher Fremde, obwohl sie sich ‚im System‘ befänden. Doch Collins sieht gerade in diesem „outsider within status“ (Collins 1986), wie sie ihn nennt, einen epistemischen Vorteil, denn

„where traditional sociologists may see sociology as „normal“ and define their role as furthering knowledge about a normal world with taken-for-granted assumptions, outsiders within are liable to see anomalies.“
(Collins 1989: 27)

Hekman attestiert Collins einen ambivalenten Umgang mit dem Wahrheitsanspruch des „Black feminist Standpoint“, da Collins diesen einerseits als partial und sein Wissen als situiert beschreibe, andererseits dann aber für den „outsider within status“ Objektivität beanspruche und damit eine Art epistemisches Privileg behaupte und sich weigere die Implikationen des situierten Wissens konsequent anzuwenden (vgl. Hekman 1997: 352). Collins antwortet auf Hekmans Einwand mit einer Gegenkritik. Hekman würde das Kernanliegen der Standpunkttheorie verkennen (vgl. Collins 1997: 380). Es gehe nämlich nicht darum zu fragen, welcher Standpunkt insoliert von seinem Kontext als wahr festgestellt werden könnte, sondern die Standpunkte müssten in dem hierarchischen Machtgefüge verortet werden, welches bestimmte Gruppen benachteilige. Vor diesem Hintergrund sieht Collins die unterdrückten Standpunkte als die privilegierten Erkenntnisstandpunkte an, weil diese durch Solidarität und Kollektivität auf ihre Unterdrückung

reagierten, während jene, die von der Unterdrückung profitieren, damit beschäftigt seien, Konzepte wie das der Gruppe in Frage zu stellen, um die eigene Bevorteilung durch die Gruppenzugehörigkeit zu verdecken, schreibt Collins (vgl. ebd.). Diese Gegenkritik kann durchaus als eine Kritik an postmodernen Ansätzen im Allgemeinen verstanden werden, die Collins zufolge nach der Dekonstruktion von Sprache vergessen zu haben scheinen, dass Unterdrückung für die Betroffenen reale Konsequenzen habe (vgl. ebd.: 381). Die größtmögliche objektive Wahrheit kann laut Collins nur dann erreicht werden, wenn die epistemologische Gemeinsamkeit unterdrückter Standpunkte betont wird und ein Dialog zwischen verschiedenen Standpunkten stattfindet. Denn für all diese Standpunkte steht die Dezentrierung der dominanten Gruppe und die Einsicht, dass Erkenntnis durch das Partiale und nicht das Universale entsteht, im Mittelpunkt (vgl. Collins 1991: 236 f.). Interessant an Collins' Wahrheitsbegriff ist, dass sie von „most objective truth“ (Collins 1989: 773) spricht. Erkenntnis kann immer nur eine Annäherung, ein Versuch einer ‚objektiveren‘ Wahrheit sein, aber bleibt an den partialen Standpunkt des Erkenntnissubjekts gebunden. Sandra Harding vertritt einen ähnlichen Wahrheitsbegriff wie Collins und macht ihn zum Ausgangspunkt ihres Forschungsprogramms.

3.4 Weniger falsche Wahrheiten: Hardings *Strong Objectivity*

Sandra Harding teilt die Grundannahme Collins' und Hartsocks, dass die materiellen Bedingungen und die damit verbundenen Praktiken das Bewusstsein strukturieren und begrenzen, wobei Harding explizit auf die hegelianisch-marxistische Traditionslinie verweist, die sie ihren Überlegungen zugrunde legt (vgl. Harding 1994: 136). Daher kommt auch bei Harding dem Erfahrungsbegriff eine elementare Rolle für die Konstruktion eines geteilten Standpunktes der Frauen zu. Die unterschiedliche Positionierung von Frauen bestimme deren Erfahrungen und präge ihr Erleben, ihre Interessen und Emotionen und setze sie damit in Differenz zu anders Positionierten (vgl. ebd.: 138). Deshalb plädiert Harding dafür, vom Leben der Frauen ausgehend zu forschen, um zum einen den „exzessiven Bezug auf die unverwechselbar männlichen Lebensbedingungen zu überwinden“ und zum anderen „auch die Lebensverhältnisse von Frauen als Ursprung für wissenschaftliche Problematiken, als Quelle für wissenschaftliche Belege und als Kontrollmöglichkeit der Validität von Erkenntnisansprüchen anzuerkennen“ (ebd.). Ziel feministischer Standpunkttheorien sei nie gewesen, ihre Annahmen als wahr zu verteidigen, sondern den Zusammenhang von Macht und Wissen zu ergründen, schreibt Harding in der Antwort auf Hekman (vgl. Harding 1997: 382). Harding teilt die Grundannahmen der älteren strukturorientierten feministischen Standpunkttheorie in vielen Punkten. Beispielsweise beschreibt auch Harding Frauen als „outsiders within“, weil Institutionen und Begriffssysteme auf die Lebensmuster von Männern ausgelegt seien, an die sich Frauen anzupassen hätten und doch verschieden blieben

(vgl. Harding 1994: 140). Und auch Harding schreibt Frauen (und anderen Unterdrückten) einen privilegierten Erkenntnisstandpunkt zu, weil sie ihnen eine kritisch ausgerichtete Analyse, die an der Überwindung des Status quo orientiert ist, zutraut (vgl. ebd.: 142).

Ein Missverständnis sieht Harding insbesondere in der Beschreibung des Verhältnisses zwischen Unterdrückung und Objektivität vorliegen, welches Hekman fälschlicherweise den Standpunkttheorien zuschreibe. Hekman ginge in ihrem Beitrag nämlich davon aus, dass die Objektivität eines Standpunktes mit dem Grad der Unterdrückung steige (vgl. Hekman 1997: 354). Jedoch geht es Harding nicht um die Bestimmung des Grades der Unterdrückung, sondern darum, Konzepte entlang der Lebensrealitäten bestimmter unterdrückter Gruppen zu entwickeln und Fragen zu stellen, die mit deren Leben in Zusammenhang stehen. Dabei gebe es keine Hierarchien unter Unterdrückten, sondern bloß andere Zugänge und Perspektiven (vgl. Harding 1997: 385). Die Positionen der Unterdrückten seien zwar diskursiv erzeugt, in diesem Punkt stimmt Harding Hekman zu, doch manche Diskursformationen seien aussichtsreicher, um die soziale Welt zu verstehen, als andere. Dies könne als epistemisches Privileg aufgefasst werden, so Harding (vgl. ebd.: 388).

Caroline Ramazanoglu und Janet Holland sehen in Harding mehr eine Kommentatorin der feministischen Standpunkttheorie, als eine eigenständige Standpunkttheoretikerin (vgl. Ramazanoglu/Holland 2002: 66). Wenngleich Harding sich in ihren theoretischen Bezügen auf existierende Standpunkttheorien bezieht, so lenkt Harding den Blick aber vor allem auf das Verhältnis zwischen Standpunkten und Objektivitätsannahmen und die Frage, ob die feministische Epistemologie einen Objektivitätsbegriff braucht. Von der feministischen Standpunkttheorie ausgehend, entwickelt Harding folglich das Konzept der „strong objectivity“, mit dem sie einen positivistischen Objektivitätsbegriff umgehen und eine postmoderne Absage an das Konzept der Objektivität vermeiden will (vgl. Harding 1994: 159).

„Mit anderen Worten, wir können das Konzept strenger Objektivität [deutsche Übersetzung für strong objectivity, A. d. V.] als Versuch begreifen, die Vorstellungen von wissenschaftlicher Forschung auszuweiten und die systematische Untersuchung dieser machtvollen Hintergrundüberzeugungen zu integrieren. Die Wissenschaft muß diese Integration im Dienste der Maximierung von Objektivität leisten.“ (ebd.: 166)

Die Forschung vom Leben der Frauen aus zu beginnen, erhöhe die Objektivität, weil sie neue Erklärungen einfordere und das Vertraute – die Perspektive der Männer – verfremde und Widersprüche aufdecke (vgl. ebd.: 166 f.). Es geht Harding nicht darum, die Partikularität des Standpunktes der Frauen als *das Objektive* zu setzen, sondern vorrangig darum, neben der eigenen Perspektive auch andere Perspektiven anzuerkennen. Anerkennen heißt hier nicht mit anderen Perspektiven eins zu werden, sondern die eigene Perspektive mit denen der anderen zu konfrontieren, um auf die eigene Partikularität in objektivierender Weise blicken zu können (vgl. ebd.: 168). Die Reflexion über den eigenen Standpunkt und die eigenen Wahrheiten könne folglich nur durch andere Standpunkte hindurch erfolgen. Deshalb bleibe die feministische

Epistemologie auf den Begriff der Objektivität angewiesen, auch um nicht von einem „Bewertungsabsolutismus“, in dem es nur eine objektive Perspektive gibt, in einen „Bewertungsrelativismus“ zu verfallen, in dem jeder Standpunkt seine eigene Objektivität habe (vgl. ebd.: 169). Die Wissenschaft sei auf Kriterien angewiesen, anhand derer sie die Legitimität von Aussagen bewerten könne, auch jene der Unterdrückten, die ebenso fehlbar seien (vgl. Harding 2005: 41). Harding greift Hekmans Kritik an der unzureichenden Sensibilität für Differenzen innerhalb der Gruppe der Frauen auf und verweist darauf, dass es der Standpunkttheorie um strukturell politische Differenzen gehe. Welche „systems of domination“ als zentral und welche peripherer gesetzt werden, hänge davon ab, welche Frage bearbeitet werden solle (vgl. Harding 1997: 385). Interessanterweise greift Harding in einem späteren Text die Frage der Differenz nochmals in Bezug auf den aufkommenden Diversity-Anspruch in der Wissenschaft auf und stellt klar, dass der Ansatz der strong objectivity nicht impliziere, Differenz im Sinne einer bloßen Diversität an menschlichen Körpern oder als Multikulturalismus misszuverstehen. Es gehe darum, unterdrückte Gruppen – mit einem Standpunkt – in den Forschungsprozess einzubeziehen (vgl. Harding 2005: 35). Die Standpunktepistemologie und die Methodologie der strong objectivity hätten folglich einen organischen Charakter, weil sie offen bleiben würden für immer neue zu einem Standpunkt geformte Gruppen (vgl. ebd.: 39).

In den Standpunkttheorien Nancy Hartsocks, Patricia Hill Collins und Sandra Hardings wird der geteilte Standpunkt von Frauen mit einem (materialistischen) Erfahrungsbegriff begründet, der vor dem Hintergrund einer durch Ungleichheit strukturierten Gesellschaft zu einem marginalen Standpunkt wird. Epistemologische Relevanz erhält der Standpunkt gerade durch diesen Marginalisiertenstatus, der eine außenstehende Perspektive ermöglicht, durch die Ideologie oder Herrschafts- und Dominanzverhältnisse erkannt und überwunden werden können. In der ‚alten‘ Schule der Standpunkttheorie wird nicht nur ein starkes Bewusstsein über den Zusammenhang von feministischer Theorie und Politik sichtbar, sondern stellenweise scheint die Grenze zwischen Theorie und Praxis völlig aufgelöst zu sein. Wenn man bedenkt, dass die Frauen- und Geschlechterforschung auf noch keine allzu lange Institutionalisierung als wissenschaftliche Disziplin zurückblicken kann und den Sprung an die Universitäten meist nur durch die Unterstützung und auf das Drängen von feministisch bewegten AkteurInnen hin schaffte (vgl. Gildemeister 2022), so mag dies zum Teil die Interdependenz oder gar die Verbindung feministischer Forschung und Politik erklären. Die Verteidigung des epistemologischen Privilegs eines feministischen Standpunktes begründet somit nicht nur den wissenschaftlichen ‚Mehrwert‘ feministischer Theorie, sondern auch den politischen Kampf von Frauen.

Susan Hekmans Kritik an den Standpunkttheoretikerinnen Hartsock, Collins und Harding markiert einen Wendepunkt innerhalb des Selbstverständnisses der Frauen- und

Geschlechterforschung, welcher durch das Erscheinen von Judith Butlers Buch *Gender Trouble* in der feministischen Diskussion vertieft wurde. Während die ‚alten‘ Standpunkttheorien einen feministischen Standpunkt zu konstruieren versuchten, wird mit und nach Butler die Dekonstruktion der Kategorie Frau fokussiert. Es steht nicht mehr die Frage im Vordergrund, was von einem feministischen Standpunkt aus erkannt und gewusst werden kann, sondern die Kategorie Geschlecht als solche wird auf ihre Konstruktionsbedingungen hin befragt. Dies wird vor allem in der Abkehr von einem materialistischen Geschlechtsverständnis deutlich. Butlers dekonstruktivistischer und performativer Ansatz des Geschlechts regte zahlreiche Debatten und Kontroversen an. Deshalb sollen auch im folgenden Kapitel die theoretischen Begründungszusammenhänge eines geteilten Standpunktes von Frauen nach dem postmodernen Wendepunkt durch *Gender Trouble* hervorgehoben werden, indem ihre Verteidigung nachvollzogen wird.

4. Dekonstruktion einer Kategorie – Dekonstruktion von Erkenntnis?

“There is no ontologically intact reflexivity to the subject which is then placed within a cultural context; that cultural context, as it were, is already there as the disarticulated process of that subject's production, one that is concealed by the frame that would situate a ready-made subject in an external web of cultural relations.”
(Butler 1992: 12)

Die Frauenbewegung (und damit auch immer die feministische Denkbewegung) wird entweder in alte und neue Frauenbewegung eingeteilt oder als drei Wellen-Bewegung beschrieben (vgl. Holland-Cunz 2018: 6) und erhält so die Form einer linearen (Denk-)Bewegung. Catrin Dingler merkt hierzu an, dass weder die Beschreibung der feministischen (Denk-)Bewegung als linear verlaufende Fortschrittsgeschichte noch als zyklisch wiederkehrende Bewegung adäquat sei (vgl. Dingler 2019: 11). Dingler beschreibt das feministische Denken daher als Schnitt, der in jeder historischen Situation neu vollzogen wird (vgl. ebd.). An solchen Punkten des Umbruchs entspinnen sich meist Debatten, die den „Auftakt zu einer Serie von Auseinandersetzungen“ (Hark 2005: 271) markieren. Eine solch einschneidende Denkbewegung in der feministischen Theorie folgte mit dem Erscheinen von Judith Butlers *Gender Trouble*. Butler formuliert darin eine Kritik am Fundament feministischer Theorie, indem sie die bisher angenommene Differenz zwischen *sex* und *gender* radikal hinterfragt und mit der Annahme „Geschlecht sei eine natürliche Eigenschaft von Körpern“ (Hark 2005: 281) bricht. Butler zählt heute zu den bekanntesten und meist gelesenen Geschlechtertheoretikerinnen und die Wellen, die ihre theoretischen Anmerkungen schlugen, reichen bis in den feministischen Aktivismus. Man könnte den Eindruck gewinnen, es sei Butler gelungen einen grundlegenden Irrtum feministischer Theorie aufzudecken. Auf das Erscheinen von *Gender Trouble* 1990 folgte eine Reihe kritischer Auseinandersetzungen, die sich von Butler abzugrenzen und die Kategorie Frau bzw. Geschlecht als Kategorie des Materiellen zu verteidigen versuchten. Wie bereits im Kapitel zu den alten Standpunkttheorien, will ich mich

genau diesen Verteidigungen zuwenden. Dies hat natürlich zur Folge *auf* Butler zu blicken, statt *mit* ihr zu verstehen. Doch geht es mir auch hier um die Argumente und Denkfiguren, die bemüht werden, die feministische Theorie und damit den feministischen Standpunkt ‚zu retten‘. Wie in der Debatte in *Signs* schwebt über der Auseinandersetzung mit Butler die Frage, ob das feministische Denken mit postmodernen Ansätzen vereinbar ist. Im Unterschied zu den Auseinandersetzungen der Standpunkttheoretikerinnen der ‚alten‘ Schule mit den aufkommenden postmodernen und poststrukturalistischen Bestrebungen, geht die Debatte um und mit Butler tiefer. Denn Butler dekonstruiert die Ontologie auf deren Basis Erfahrungen gemacht werden. Indem sie den Begriff der Performativität und des Zwangs einführt, nimmt sie einen neuen Blick auf das Subjekt ein:

„In diesem Sinne ist es nicht bloß so, daß Zwänge für die Performativität existieren; vielmehr ist es erforderlich, daß der Zwang als die eigentliche Bedingung für Performativität neu gedacht wird. [...] [Die Performativität] ist das, was ein Subjekt ermöglicht und dessen zeitliche Bedingtheit konstituiert.“ (Butler 1994a: 103)

Das Subjekt Frau als ontologisch sichere Grundlage feministischer Theoriebildung heranzuziehen, verkennt Butler zufolge seine Konstruktionsbedingungen innerhalb einer zwanghaften Norm (vgl. Butler 1994b: 41). Während es den Standpunkttheorien der ‚alten‘ Schule noch um die Aufdeckung des verkannten Subjektstatus der Frauen ging und die Bemühungen auf die Herstellung desgleichen zielten, besteht für Butler genau hierin die Kritik: Die feministische Theorie artikuliere neue Identitäten, die sich im Widerstand gegen ihre Unterdrückung herausbildeten und verkenne, dass sie dabei ebenso Ausschlüsse produziere, wie jene Gesellschaft, die die feministische Theorie zu kritisieren ersucht. Es folgten neue gewaltvolle Ausschlüsse unter anderen Vorzeichen (vgl. Butler 1994a: 136).

„Das Subjekt des Feminismus dekonstruieren heißt also nicht, den Gebrauch dieses Begriffs zensieren, sondern ihn im Gegenteil in eine Zukunft vielfältiger Bedeutungen entlassen, ihn von den maternalen und rassistischen Ontologien befreien und ihm freies Spiel geben als einem Schauplatz, an dem bislang unvorhergesehene Bedeutungen zum Tragen kommen können.“ (Butler 1994b: 50)

Ich will in diesem Kapitel nun anhand zweier Sammelbände die Verteidigungen ‚gegen‘ und Auseinandersetzung mit Butler darstellen. Hierbei sollen die Konstruktionsbedingungen und Begründungsfiguren eines feministischen Standpunktes Ankerpunkt der Analyse sein. Allerdings wäre die Rede von einem feministischen Standpunkt in den analysierten Beiträgen irreführend, da es, wie ich versucht habe darzustellen, in der Auseinandersetzung mit Butler um die tieferliegende Frage geht, ob die Verwendung der Kategorie Geschlecht bzw. Frau als Bezugspunkt feministischen Denkens noch haltbar ist oder wie sie gedacht werden muss, um haltbar zu sein. Es geht im Folgenden also vielmehr darum herauszuarbeiten, wie versucht wird eine Ontologie des Geschlechts zu begründen und als Bezugspunkt feministischer Wissenschaft zu erhalten. Hierzu untersuche ich Beiträge aus dem 1994 erschienenen Band *Geschlechterverhältnisse und Politik*, herausgegeben vom Institut für Sozialforschung Frankfurt und den Essayband *Der Streit um*

Differenz: Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart von Seyla Benhabib, Judith Butler, Drucilla Cornell und Nancy Fraser. In beiden Bänden setzen sich die Autorinnen mit Butlers dort erschienenem Beitrag und ihrer Theorie auseinander und halten diesen eigene Konzeptionen von Geschlecht und/oder Feminismus entgegen. Ausgewählt habe ich jene Beiträge aus den Diskussionsbänden, in denen für mein Dafürhalten die Konturen der verschiedenen Ansätze zur Bestimmung der Kategorie Frau/Geschlecht am deutlichsten hervortreten und die für die hier übergeordnete Frage des Zusammenhangs zwischen Marginalität und Erkenntnis interessante Implikationen versprechen. Ich werde im Folgenden die Diskussionsbeiträge von Andrea Maihofer, Iris Marion Young und Seyla Benhabib mit Blick auf die Verhandlung der Kategorie Geschlecht und ihrer Bedeutung für die feministische Theorie einzeln vorstellen, sowie die Punkte der Abgrenzung zu Butler bei den einzelnen Autorinnen hervorheben.

4.1 Von der faktischen Realität des Geschlechts: Maihofers Verständnis von *Geschlecht als Existenzweise*

Andrea Maihofer thematisiert in ihrem Beitrag *Geschlecht als Existenzweise: Einige kritische Anmerkungen zu aktuellen Versuchen zu einem neuen Verständnis von ‚Geschlecht‘* (1994), ein Dilemma der feministischen Theoriebildung. Weil der Gegenstand feministischer Theoriebildung nicht einfach gegeben ist, sondern konstruiert werden muss, findet sich die feministische Theorie im Denken der westlichen Moderne wieder, welchem die Dualismen Natur-Kultur, Bewusstsein-Materie oder Körper-Geist zugrunde liegen (vgl. Maihofer 1994: 179). Die feministische Theorie tendiere folglich dazu in der Konzeption ihres Gegenstandes auf die eine oder andere Seite eines Dualismus zu verfallen (vgl. ebd.: 180). Maihofers Anspruch ist nun zu einer Konzeption der Kategorie Geschlecht/Frau zu kommen, die weiterhin als Bezugs- und Artikulationspunkt feministischer Theorie und Politik fungieren kann, während sie das genannte Dilemma bewusst hält. Einen postmodernen Geschlechts(-identitäts-)begriff sowie die Dekonstruktion des Geschlechtskörpers hält Maihofer dabei für den falschen Weg.

Die Trennung in *sex* und *gender* führte an der ein oder anderen Stelle feministischen Denkens dazu, dass der geschlechtliche Körper von den Geschlechterrollen abgelöst wurde bzw. der Körper als biologischer Fakt und die Geschlechterrollen als soziales Konstrukt verstanden wurden, so Maihofer (vgl. Maihofer 1994: 174f.). Im weiteren Verlauf feministischen Denkens sei es jedoch zu einer Hinterfragung dieses Dualismus gekommen und Theoretikerinnen wie Barbara Duden hätten zeigen können, dass Geschlechtsmerkmale ihre Bedeutung erst durch Kultur erlangten und der Körper keine historische Konstante, sondern immer schon gesellschaftlich überformt sei (vgl. ebd.). Den Geschlechtskörper als ahistorisch und natürlich zu begreifen, sei seither „als unhaltbarer Empirismus erwiesen“ (ebd.: 174). Während es jedoch in oben

genannten Ansätzen noch um die Dekonstruktion und Historisierung der Bedeutung des Geschlechtskörpers ging, wird durch und mit Butler die theoretische Auffassung des Geschlechtskörpers nochmals radikalisiert, insofern Butler die Existenz eines vorkulturellen Körpers als solchen verneine (vgl. ebd.: 175). Nicht nur die Bedeutung des Körpers wird diskursiv hergestellt, sondern der Körper als Materie wird in dieser Denkart zu einem diskursiven Produkt. Für Butler sei der geschlechtliche Körper daher eine Fiktion, etwas, das immer imaginär bleibt, weil es nie aus der symbolischen Ordnung heraustreten oder außerhalb sprachlicher Bedeutung erfasst werden könne (vgl. ebd.: 176f.). Maihofer kritisiert an Butlers Auffassung des geschlechtlichen Körpers, dass sie zum einen dessen gelebte Materialität aus dem Blick verliere und zum anderen die kulturelle Konstruiertheit des Körpers als empirische Aussage geltend mache und ontologisch verabsolutiere (vgl. ebd.: 177). Butler stelle somit das Imaginäre der Realität heraus, aber übersehe die Realität des Imaginären (vgl. Maihofer 1995: 51). Der geschlechtliche Körper würde zur Fiktion, Geschlechtlichkeit zum Bewusstseinsphänomen und Sprache konstruiere nur noch ohne auch zu repräsentieren (vgl. Maihofer 1994: 177ff.). Epistemologisch hätte dies zur Folge, dass es der Sprache nichts Vorgängiges mehr gibt und somit Körperpraxen, gesellschaftliche Verhältnisse oder Gedanken „ontologisch ununterscheidbar“ und zur „diskursiv produzierten Fiktion“ (Maihofer 1995: 48) würden. Die Einsicht, dass wir es nie mit Geschlecht als objektiver Realität zu tun haben, sondern in einem „sprachlich produzierten imaginären Verhältnis“ (ebd.: 47), ist Maihofer zufolge an sich nicht falsch, aber werde problematisch, wenn der „Körper wirklich nichts anderes als eine ‚Oberfläche‘ oder eine ‚Fiktion‘“ (ebd.: 51), wie etwa bei Butler, sein solle. Hier würde zwar das Imaginäre der Realität reflektiert, aber die Realität des Imaginären übersehen. Der Geschlechtskörper, so Maihofer, besitze nämlich durchaus eine materielle Realität, die gelebt werde (vgl. ebd.).

Indem Butler die Geste der Entlarvung anwende, mit der sie die diskursiven Konstruktionsprozesse des geschlechtlichen Körpers herausarbeite, suggeriere sie „ihre Thesen seien die Enthüllung der Wahrheit über das Geschlecht und den Körper“ und eben nicht nur eine Erkenntnis innerhalb eines bestimmten theoretischen Paradigmas, kritisiert Maihofer (vgl. ebd.: 53). Maihofer sieht in der Verkennung, dass Menschen als Männer und Frauen existieren, sogar eine Reproduktion der Entwertung, Diskriminierung und Unterdrückung der Frauen (vgl. Maihofer 1994: 186), weil das Frau-Sein erneut nicht als materielle Realität anerkannt werde. Maihofer schlägt deshalb vor, von Geschlecht als „historisch bestimmte gesellschaftlich-kulturelle Existenzweise“ (ebd.: 180) zu sprechen. Geschlecht sei als eine Praxis mit verschiedenen Denk- und Gefühlsweisen zu verstehen sowie mit einem intellektuellem und körperlichem Habitus ausgestattet (vgl. ebd.: 182). Übereinstimmend zu Butler geht auch Maihofer davon aus, dass diese Praxen und damit Existenzweisen alle binärgeschlechtlich codiert, patriarchal hierarchisch strukturiert und von dem herrschenden heterosexuellen Diskurs durchzogen sind (vgl. ebd.). Doch

während Butler die Begriffe Subjekt, Identität und Körper als „Effekte des modernen heterosexuellen Geschlechterdiskurses“ versteht, argumentiert Maihofer, dass die Begriffe bereits „in sich geschlechtlich sind“ (vgl. ebd.: 184). Für Maihofer eröffnet diese Rahmung erst „den Raum zu einer *kritischen (Gesellschafts-)Theorie des Geschlechts als einem hegemonialen Diskurs* [Herv. i. O.]“ (ebd.: 185). Geschlecht als Existenzweise zu begreifen, macht die historisch-gesellschaftliche Bedingtheit des Geschlechts, die Konstruiertheit des Geschlechtskörpers als Basis der Geschlechterdifferenz, sowie die gleichzeitige Anerkennung der materiellen Realität genau jenes Körpers und jener Differenz für Maihofer möglich. Maihofer versucht auf diese Weise das Dilemma der feministischen Theorie im dualistischen Denken der Moderne zu moderieren, indem sie ihren Geschlechtsbegriff als Balance zwischen diesen Dualismen beschreibt (vgl. Maihofer 1995: 85). Sie erkennt das Imaginäre geschlechtlicher Existenz an, ohne die Dimension des Realen dabei zu übersehen. Geschlecht sei also weder natürlich, noch kann es als ein rein kulturelles Produkt begriffen werden. Es sei Bewusstsein und Materie zugleich. In der Folge lässt sich auch die Geschlechterdifferenz nicht auf eine bloße Fiktion reduzieren, sondern erscheint als reale Differenz. Als solche zögen sie daher auch epistemologische, rechtliche, psychische, lebensweltliche, moralische und politische Differenzen nach sich, die wirklich seien (vgl. ebd.: 171). Dass sie wirklich seien, bedeute jedoch nicht, sie als essentialistisch misszuverstehen oder ihnen einen deterministischen, verallgemeinernden Charakter zu unterstellen, der die Gleichheit aller Frauen behaupten würde (vgl. ebd.: 170). Vielmehr ginge es um die Anerkennung dieser Differenz. Eine Anerkennung dieser existierenden Differenz geht über die bloße Anerkennung als Verschiedenheit hinaus und bedeutet vielmehr diese Differenz als „grundlegende kritische Perspektive auf Gesellschaft, Arbeit, Recht und Politik“ zu nutzen (ebd.: 172).

4.2 Unfreiwillige Mitgliedschaft: Youngs Verständnis von *Geschlecht als serielle Kollektivität*

Wie Maihofer registriert auch Iris Marion Young in ihrem Beitrag *Geschlecht als serielle Kollektivität: Frauen als soziales Kollektiv* ein Dilemma der feministischen Theorie. Während Maihofer in ihrem Beitrag eine Konzeption von Geschlecht entwickelt, die das Dilemma bewusst hält, entwirft Young hingegen eine pragmatische Theoriebildung, die dem Dilemma gänzlich entkommen will (vgl. Young 1994: 230). Young verortet dieses Dilemma bereits an einem früheren Punkt feministischer Theoriebildung. Sie schreibt, dass bereits „[d]as Beharren auf einem feministischen Subjekt [...] die soziale und diskursive Produktion von Identitäten“ verberge (ebd.: 227). Judith Butler würde mit ihren Überlegungen zwar auf diesen Punkt verweisen, indem sie Ausschlüsse und neue Normierungen, die die feministische Subjektbildung hervorrufe, thematisiere, jedoch löse Butler das Dilemma so nicht auf (vgl. ebd.: 228, 238). Denn Butlers ausschließlich kritischer Blick auf Frauen als Gruppe und Bezugspunkt feministischen Denkens sei vielmehr

lähmend, als dass er Anregungen gebe, wie Frauen als Gruppe außerhalb des Dilemmas gedacht werden könnten, so Young (vgl. ebd.: 228). Insbesondere die Folgerung, das binär organisierte Geschlechtersystem durch eine Multiplizierung von Geschlecht zu überwinden, hält Young nicht für die Lösung des Dilemmas. Eine solche Konzeption bringe kein haltbares Kollektiv der Frauen hervor, sondern löse Gruppen in individuelle Mitglieder auf (vgl. ebd.: 235). Doch feministische Theorie und Politik brauchten eine bestimmbar Gruppe, um Strukturen zu verändern oder beseitigen zu können (vgl. ebd.: 258).⁷

Iris Marion Young sieht in den Versuchen, essentialistischen Vorstellungen von Geschlecht den Begriff der Geschlechtsidentität gegenüberzustellen, wie es z. B. Butler tut, die Gefahr einer Verdinglichung von Geschlecht (vgl. ebd.: 227). Young wählt deshalb den Weg einer pragmatischen Theoriebildung, der weder die Kategorie Geschlecht totalisiere, noch zu einer Aufgabe dergleichen führe. Ihre Konzeption solle sich Problemen zuwenden, die eine praktische Bedeutung hätten (vgl. ebd.: 230). Denn Young scheint sich, ähnlich wie Andrea Maihofer, bewusst zu sein, dass eine Beendigung der Sichtweise auf Frauen als Gruppe nur jenen helfe, die von deren Unterdrückung profitierten und Frauen würden ihrem Leiden wiederum erneut einzeln gegenüberstehen (vgl. ebd.: 231). Laut Young würde Butler zwar zurecht auf die Normierungen durch die feministische Subjektannahme und die durch sie produzierten Ausschlüsse verweisen, doch könne Butler das Dilemma so nicht lösen, weil Frauen als ein Kollektiv thematisierbar bleiben müssten, um den soeben genannten Gefahren zu entgehen (vgl. ebd.: 238). Young schlägt daher vor, Geschlecht als serielle Kollektivität zu fassen. Dabei bezieht sie sich auf Jean-Paul Sartres Überlegungen zur Serialität und denkt diese innerhalb der Geschlechterforschung weiter. Young sieht zwei Vorteile in diesem Ansatz: Zum einen ließen sich Frauen darin als ein Kollektiv beschreiben, ohne den Bezeichneten gemeinsame Situationen oder Merkmale zu unterstellen und zum anderen verweist ein serialisierter Geschlechtsbegriff auf das Konzept der Mitgliedschaft in Kollektiven und verschiebt den Fokus damit auf die soziale Bedingtheit dieser Mitgliedschaften, statt auf die Eigenschaften der Mitglieder. Mitgliedschaften werden zugeteilt und beruhen nicht auf Identität oder Identifikation. Eine geteilte Identität und gegenseitige Identifikation schreibt Young Gruppen zu (vgl. ebd.: 238). Eine Gruppe würde nämlich im Vergleich zu einem Kollektiv eine gegenseitige Identifikation und Anerkennung sowie die Verfolgung eines Zwecks voraussetzen, sprich auf eine Selbstdefinition zielen (vgl. ebd.). Eine „nicht selbstbewusste kollektive Einheit“ ist eine Serie, mit Young gesprochen. Im Anschluss an Sartre versteht Young die Einheit einer Serie als

„Art und Weise, in der die einzelnen Mitglieder ihre individuellen Ziele in Hinblick auf dieselben, durch eine kontinuierliche materielle Umgebung bedingten Objekte verfolgen, als Reaktion auf

⁷ Hier sei darauf verwiesen, dass auch Butler die Kategorie Frau als Bezugspunkt politischer Kämpfe nicht ausschließt und Identitätspolitik sogar als notwendig für die politische Arbeit hält (vgl. Butler 1992:15).

Strukturen, die von den unbeabsichtigten kollektiven Resultaten vergangenen Handelns geschaffen werden.“ (ebd.: 240)

Zwar könnten auch die Mitglieder eines Kollektivs aufeinander bezogen sein, insofern sie ein gleiches Bezugsobjekt teilten oder die gleichen Praktiken ausführten, aber sie identifizierten sich dabei eben nicht miteinander (vgl. ebd.: 241). Trotz der fehlenden gegenseitigen Identifikation könne es zwischen den Mitgliedern einer Serie zu Empathie kommen: Denn die Mitglieder seien sich ihrer Mitgliedschaft bewusst und wüssten, dass sie dort nicht als Individuum verortet, sondern austauschbar seien. Sie könnten daher die Sicht oder den Platz der anderen einnehmen, ohne sich mit diesen zu identifizieren (vgl. ebd.). Zum anderen bedeute die fehlende Identifikation auch nicht, dass die Mitgliedschaft in seriellen Kollektiven nicht auch das Wesen eines Individuums definiere, insofern man eben durchaus eine Frau *ist* (vgl. ebd.: 243). Denn hinter der Aussage eine Frau zu sein stecke, so Young, der Verweis auf die materiellen Bedingungen des Lebens und die Handlungsspielräume, die sich aus dieser Mitgliedschaft ergeben. Erst wenn der Satz mit Stolz formuliert werde, könne er als Identität verstanden werden, weil hier ein Selbstbewusstsein geäußert werde (vgl. ebd.: 244). Durch diese Unterscheidung gelingt es Young von Frauen sprechen zu können, ohne dabei einen Essentialismus oder bewusste Gemeinsamkeiten zu implizieren. Young ist sich durchaus bewusst, dass Geschlecht eine komplexe Form der Mitgliedschaft darstellt. Denn Geschlecht „bezeichnet [...] eine breite, vielfältige, geschichtliche, komplexe und sich überlappende Gruppe von Strukturen und Objekten“ (ebd.: 247). Ähnlich wie Butler schreibt auch Young der Heterosexualität eine entscheidende Rolle bei der Art und Weise, wie Frauen serialisiert werden, zu, nur dass sie die Heterosexualität als Institution mit materiellen Praktiken beschreibt, die Frauen zum Objekt männlichen Tausches und männlicher Aneignung degradieren (vgl. ebd.: 250). Young spricht daher auch von einer „seriellen Situiertheit“, um den Einfluss serieller Zugehörigkeit auf die Wahrnehmung und Erfahrungen der Menschen zu betonen (vgl. ebd.: 252 f.). Gerade weil die Mitgliedschaft fremdzugeschrieben werde und die Identität und Selbstdefinition für die Zuteilung keine Rolle spiele, falle die serielle Kollektivität nicht unter Identitätspolitik. Diese hätte zwar ein serielles Kollektiv zum Ausgangspunkt, aber müsse Praktiken und Werte festlegen, zu der sich eine Gruppe bekenne und mit denen sich die Gruppenangehörigen identifizieren könnten, so Young weiter (vgl. ebd.: 255). Das bedeutet im Zuge der Identifikation auch, dass die Gruppe bestimme, was sie dem Wesen nach ausmache bzw., als was sie sich identifizieren wollen. Solche Selbstbeschreibungen bzw. selbstgewählten Festlegungen würde Butler wohl als genau jene neuen Ausschlüsse produzierenden Momente kritisieren. Vielleicht ist es Young daher auch so wichtig zu betonen, dass Frauengruppen partiell sind, weil sie, um zu einer Identifikation zu gelangen, andere Identitätsangebote ausschließen müssen. Eine Serie hingegen ist nicht partiell, weil sie nicht auf Identität als Basis ihrer Konstitution zurückgreift, sondern sich „auf die strukturierten sozialen Verhältnisse bezieht, die alle

Menschen mit biologisch weiblichem Geschlecht in dieser Serie verorten“ (ebd.: 257). Auch in dieser Begründung Youngs wird deutlich, dass sie nicht von einem natürlichen Geschlecht ausgeht, sondern dass es vielmehr die Verhältnisse sind, die eine solche Konstruktion zum Ausgangspunkt der Zuteilung von Mitgliedschaft machen. Interessant sind Youngs Schlussfolgerungen für die feministische Theorie und Politik. Der Feminismus bezieht sich nämlich nicht länger auf ein weibliches Subjekt, sondern auf eine „serielle Realität“ (ebd.: 260). Der Feminismus wäre in dieser Konstellation dann ein „besonders reflektierter Impuls zur Bildung von Gruppen von Frauen“, die eben jene Strukturen verändern wollen, die sie als Frauen serialisiert en (ebd.: 258).

4.3 Feminismus als Kritik und Utopie: Benhabib zu Normativität feministischer Theorie

Seyla Benhabib legt der feministischen Theoriebildung zwei Prämissen zugrunde: Erstens sei die „Geschlechterordnung keine kontingente, sondern eine essentielle Form der Organisation sozialer Wirklichkeit, der symbolischen Teilung und des praktischen Erlebens dieser Wirklichkeit“ (Benhabib 1995: 166). Diese Ordnung bestimme das Verhältnis zwischen biologischem und sozialem Geschlecht und komme einem Raster gleich, „nach dem diese Gesellschaft konkrete Individuen reproduziert“ (ebd.). Und zweitens gibt Benhabib an, dass die feministische Theorie die Tatsache, dass die Geschlechterordnung in der Geschichte zur Unterdrückung der Frau beigetragen hat, auf kritische und reflexive Weise sichtbar zu machen habe, insofern sie entweder eine „erklärend-feststellende Analyse“ anstrebe oder eine „vorwegnehmend utopische Kritik“ geltender Normen und Werte vertrete, wobei letzteres Vorhaben normativ philosophische Züge trage (vgl. ebd.). Von diesen Prämissen ausgehend verwundert es daher auch nicht, dass Seyla Benhabib mit ihrer Kritik an postmodernen Bestrebungen innerhalb des Feminismus und damit auch an Judith Butlers Überlegungen, die sie als postmoderne Theoretikerin einordnet, grundsätzlicher wird: Sie hält eine bestimmte Spielart des postmodernen Denkens für gänzlich unvereinbar mit dem Feminismus, weil es dessen Möglichkeiten eine „theoretische Formulierung der Emanzipationsbestrebungen von Frauen zu sein“, untergraben würde (Benhabib 1994: 25). Denn eine starke Version postmodernen Denkens, wie Benhabib schreibt, liefere den Verpflichtungen, die der Feminismus als „Theorie des emanzipatorischen Kampfes der Frauen“ habe, entgegen (Benhabib 1995: 222). Die Verpflichtung gegenüber der „Handlungsfähigkeit und dem Selbstgefühl der Frauen“, die „Wiederaneignung der Frauengeschichte im Namen einer emanzipierten Zukunft“ sowie eine „radikale Gesellschaftskritik“ werde von drei Prämissen postmodernen Denkens unterlaufen (Benhabib 1994: 26). Benhabib sieht diese drei Prämissen treffend bei Jane Flax beschrieben, die den Tod des Menschen, der Geschichte und der Metaphysik verkündet habe (vgl. ebd.: 10 ff.). Alle drei Prämissen würden nicht mehr von dem Versuch der

Suche nach dem Realen bestimmt, sondern würden alle auf die Fiktion verweisen, merkt Benhabib an (vgl. ebd.). In einer starken Auslegung der Prämissen, sei der Mensch im „Netz fiktiver Bedeutungen“ gefangen und das Subjekt löse sich in der Sprache auf (Benhabib 1995: 235 f.), die Geschichte verliere an Bedeutung, weil ihr epistemologischer Kern verkannt werde (vgl. ebd.: 244) und die Metaphysik verschwinde hinter der Annahme der Unmöglichkeit einer kontextübergreifenden Legitimation und Kritik (vgl. ebd.: 254 f.). Seyla Benhabib macht bei Judith Butler ähnliche Bestrebungen aus, die dem Feminismus entgegenliefen. Zwar findet Benhabib Butlers Ausführungen zu *sex* und *gender* überzeugend und originell (vgl. ebd.: 236) und auch der Annahme Butlers, dass Subjekte durch die Sprache und Erzählcodes der jeweiligen Kultur strukturiert seien, findet Benhabib plausibel. Jedoch verkenne Butler, dass die Subjekte keine bloße Verlängerung dieser Kultur seien, sondern „Darsteller und Autor zugleich“ (Benhabib 1994: 14). Benhabibs Kritik an Butler richtet sich daher zum einen auf die Überschätzung der Sprache und deren Verhältnis zum Subjekt und zum anderen auf eine Art Normativitätsdefizit postmoderner Ansätze, das der (feministischen) Kritik und letztlich der Utopie den Boden entreiße. Für Butler konstruiere sich das Subjekt durch performative Sprachäußerungen, doch hinter den Äußerungen der Geschlechtsidentität liege für sie keine geschlechtliche Identität, stellt Benhabib heraus (vgl. Benhabib 1995: 237). Butler geht Benhabibs Kritik zufolge nicht davon aus, dass hinter einer kulturell geformten und schließlich performten Geschlechtsidentität ein geschlechtliches Subjekt steht. Benhabib verweist in diesem Kontext auf Butlers Abschied vom „Täter hinter der Tat“ (ebd.). Butler könne damit das Subjekt nicht mehr außerhalb der sprachlichen Ordnung und Performanz denken und folglich stellt sich für Benhabib die Frage, inwiefern jene Äußerungen beeinflusst und verändert werden könnten, wenn es außerhalb von diesen keine Reflexionsebene gebe (vgl. ebd.: 237). Zwar verweise Butler in diesem Zusammenhang auf die Unterscheidung von Konstruktion und Determination des Subjekts durch den Diskurs, d.h. auch wenn das Subjekt diskursiv konstruiert sei, sei es durchaus in der Lage eine Abwandlung an der Wiederholung geschlechtlicher Praktiken vorzunehmen, weil der Diskurs eben nicht deterministisch wirke, fasst Benhabib Butlers Gedanken zusammen. Für Benhabib löst diese Unterscheidung jedoch nicht das Problem, dass Butler nicht erklären kann, woher die Intention und die Kraft zu einer solchen Veränderung herrührt (vgl. ebd.: 241). Dieses Begründungsproblem überträgt sich letztlich auf die Theorie als solche. Wenn nämlich Diskurse zur treibenden Kraft erklärt werden würden und nicht mehr handelnde und empfindende Subjekte, so könne die Verantwortung für einen Diskurs niemandem zugeschrieben werden, auch nicht der oder dem AutorIn (vgl. ebd.: 238). Und wenn man sich nun die Verpflichtungen vergegenwärtigt, die der Feminismus laut Benhabib zu erfüllen hat, so kann eine starke Version postmodernen Denkens diesen nicht nachkommen. Im Gegenteil: Eine solche Version negiere die Besonderheit feministischer Theorie, so Benhabib (vgl. ebd.: 234). Diese Besonderheit bestehe in der Zuwendung zur Utopie, die Benhabib als

„Sehnsucht nach dem ganz Anderen“ beschreibt (ebd.: 256). Die Utopie sei der „ethische Impuls“ durch den „die normativen Prinzipien demokratischen Handelns und demokratischer Gesellschaftsordnungen im Jetzt“ artikuliert werden können (ebd.: 257). Das Postmoderne Denken führe, laut Benhabib, zum „Rückzug von der Utopie“ (Benhabib 1994: 27) und so werde schließlich auch der (feministischen) Kritik der Boden entzogen, weil Kritik auf Kriterien angewiesen sei, die sich nicht einfach aus einer Situation ergeben, sondern verhandelt werden müssten. Wenn gleich eine schwache Version postmodernen Denkens zurecht auf die Situierung des Subjekts in gesellschaftlichen, sprachlichen und diskursiven Praktiken aufmerksam mache (vgl. Benhabib 1995: 235) und so die Entmystifizierung des männlichen Subjekts der Vernunft ermögliche (vgl. ebd.: 233), oder die Geschichtserzählung als Geschichte der Wenigen entlarven könnte (vgl. ebd.) sowie eine berechtigte Skepsis an der transzendentalen Vernunft pflege und auf die Verstrickung in ein Erkenntnisinteresse hinweise (vgl. ebd.: 234), so könne die starke Version des postmodernen Denkens den Akt der Selbstbefreiung nicht denken, weil das Subjekt in seiner Eingebundenheit und Geschlechtsidentität zwar fremdbestimmt sei, aber letztlich nach Selbstbestimmung strebe (vgl. ebd.: 236).

Ein verbindendes Element zwischen Benhabib, Maihofer und Young scheint zu sein, dass das Geschlecht für sie eben nicht nur eine Fiktion ist, sondern zugleich auch immer (materielle) Realität. Während Maihofer auf die materielle Dimension dieser Fiktion aufmerksam macht und Young das weibliche Subjekt gegen die serielle Realität von Frauen als Bezugspunkt feministischen Denkens eintauscht, verweist Benhabib auf die Möglichkeit der (Gesellschafts-) Kritik, die ein Festhalten an der Kategorie bzw. an dem Subjekt Frau ermöglicht. Auch Maihofer und Young nehmen die elementare Rolle feministischer Theorie und die Konzeption des Geschlechtsbegriffs als Bedingung der Möglichkeit feministischer Politik wahr, doch Benhabib fordert explizit dazu auf, eben jene Voraussetzungen durch eine aktive Auseinandersetzung mit der normativen Ebene feministischer Theorie zu gestalten.

5. Verschiebungen und Kontinuitäten – Denkfiguren feministischer Erkenntnistheorie

In den vorangegangenen Kapiteln sollte deutlich geworden sein, dass (kritische) Erkenntnis im feministischen Denken an Marginalisierung gekoppelt ist. Die ‚Ursache‘ der Marginalisierung wird jedoch unterschiedlich verortet und auch welche Erkenntnisse vom Standpunkt der Marginalisierten möglich sind, wird unterschiedlich bewertet. Gemein ist jedoch allen vorgestellten Theorien, dass Erkenntniskritik und Gesellschaftskritik miteinander einhergehen und Marginalisierung die Bedingung der Möglichkeit von Kritik ist. Damit ist die feministische Theorie

parteiisch mit den Marginalisierten, insofern sie nicht in der „Grammatik der Mächtigen“ (Purtschert 2021: 137) spricht. „Welches Subjekt [...] angesichts eines Überhangs an gesellschaftlicher Objektivität überhaupt in der Lage [ist, A. d. V.], diese gesellschaftlichen Verkehrungen zu erkennen“ (Hark/Meißner 2019: 766) bildet dann den Gegenstand feministischen Streits und Reflexion. Der (selbst-)kritische Anspruch feministischen Denkens hat immer wieder zu radikalen Infragestellungen bisher gegangener Theoriewege geführt und so pflegt der Feminismus, wie Gudrun Axeli Knapp schreibt, eine „heiße epistemische Kultur“ (Knapp 2012: 15). Die Kontinuitäten und Verschiebungen innerhalb feministischer (Erkenntnis-)Theorie sollen daher in Bezug auf drei zentrale Konzepte hin untersucht werden, die wiederum Implikationen für die Annahme über den Nexus von Marginalisierung und Erkenntnis bereithalten. Zuerst will ich mich dem Begriff der Identität zuwenden. Der Begriff nimmt in der feministischen Theorie eine ambivalente Position ein, da er entweder als positiver Bezugspunkt von Kollektiven oder als zu kritisierender Exklusionsmechanismus erscheint. Die Verhandlungen um den Identitätsbegriff verweisen auf einen tieferliegenden Dissens innerhalb feministischer Theorien. An die Diskussion um Identität schließen sich Diskurse über Differenz und das Subjekt an. Dabei geht es um nicht weniger als die Bestimmung von, oder die Kritik an ontologischen Setzungen. Zweitens will ich mich dem Begriff der Authentizität zuwenden, um das Verhältnis zwischen Subjektivität, Objektivität und Wahrheit innerhalb des feministischen Denkens zu erhellen. Es soll gezeigt werden, dass Authentizitätsaussagen auch immer Wahrheitsaussagen darstellen. Abschließend soll der Blick auf das feministische Bestreben, neben Geschlecht auch andere Kategorien analytisch zu berücksichtigen, welches mittlerweile unter dem Begriff der Intersektionalität firmiert, gerichtet werden. Die Frage, die das folgende Kapitel leiten soll, richtet sich auf die epistemologischen Implikationen, die die Verschiebungen und Kontinuitäten bzgl. der genannten Begriffe hervorrufen.

5.1 Identität

Die Diskussion darum, welche Rolle das Subjekt Frau in der feministischen Theorie einnehmen sollte, führte zu einer „Identitätskrise des politischen Feminismus“ (Pritsch 2008: 9). Doch nicht nur der politische Feminismus musste sich mit dieser inneren Krise auseinandersetzen, sondern auch die feministische Theorie war aufgefordert, die eigenen Prämissen neu zu diskutieren und zu legitimieren. Die theoretische Intervention Butlers ermöglichte die Diskussion um das feministische Subjekt in der Postmoderne zu konzentrieren, insofern von Butler ausgehend und gegen sie weitergedacht werden konnte. Butlers Kritik an der Identitätskategorie Frau ging über den Hinweis, dass erst durch die „Matrix der Intelligibilität“ eine Beziehung zwischen dem anatomischen Geschlecht, der Geschlechtsidentität und dem sexuellen Begehren hergestellt und über die Zwangsheterosexualität praktisch reguliert werde, hinaus (vgl. Butler 2021 [1991]: 38

f.). Durch das performative Verständnis und die an Foucault angelehnte diskurstheoretische Lesart von Geschlecht, gerieten gleich zwei zentrale Annahmen feministischen Denkens ins Wanken. Zum einen wurde der Körper selbst zum diskursiven Produkt erklärt und zum anderen wurden die im Standpunktfeminismus präsenten zwei Realitätsebenen hinterfragt, insofern eine Realität außerhalb von Kultur nicht denkbar ist.

5.1.1 (De-)Ontologisierung von Geschlecht

Die postmoderne Kritik richtet sich zwar gegen die Annahme einer universellen Identität der Frau, aber paradoxerweise scheint es gerade die postmoderne Kritik gewesen zu sein, die dem Begriff der Identität einen neuen Stellenwert im feministischen Denken verlieh: Denn durch die „Deontologisierung“ von Geschlecht könne, wie Tove Soiland bemerkt, Geschlecht nur noch als Produkt von Diskursen gedacht werden, die zwar geschlechtliche Subjektivierungen hervorbrächten, aber die Subjektivierung würde dabei rein kulturalistisch gedacht und damit abgelöst von ihrem historischen Kontext und den materiellen Verhältnissen (vgl. Soiland 2011: 24). Die geschlechtliche Subjektivierung würde kontingent gesetzt und somit würden auch die Differenzen zwischen verschiedenen geschlechtlichen Subjektivierungsweisen kontingent erscheinen (vgl. Soiland 2013: 94 ff.). Diese Lesart impliziere laut Soiland, dass *gender*, verhandelbar und subversiv umdeutbar sei (vgl. Soiland 2011: 26). Indem postmoderne Theoretikerinnen Geschlecht zu einem Produkt von Diskursen verkürzen und die Geschlechterfrage kulturalistisch umdeuteten (vgl. Casale 2014: 85), werde Geschlecht zu einer Identitätskategorie, die auf der Identifikation von Personen aufbaue. Eine weibliche Identität oder eine universelle Identitätskategorie Frau wird durch feministisch-postmoderne Kritik zunächst zurückgewiesen, um in einem zweiten Schritt den Begriff der Identität in einer umfassenderen Form wieder einzuführen. Wenn Judith Butler beispielsweise eine „antifundamentalistische Methode der Bündnispolitik“ (Butler 2021 [1991]: 36) fordert, die eine „definitorische Unvollständigkeit der Kategorie“ als „normatives Ideal“ (ebd.: 35) voraussetzt und die nicht die Schaffung einer Einheit „auf Ebene der Identität“ anstrebt, weil diese nur eine „ausschließende Norm der Solidarität“ etablieren würde, scheint es als würde Butler zunächst die Bedeutung einer einheitlichen und stabilen Identität zur Erreichung von politischen Zielen schwächen. Doch letztlich kommt der Identität als Ankerpunkt feministischer Praxis so erst neue Relevanz zu: Denn um was es Butler eigentlich geht, wenn sie von politischen Aktionen spricht, ist nicht die Erreichung von Zielen, die für eine, möglicherweise durch eine kollektive Identität zusammengehaltene, Gruppe materielle Verbesserungen mit sich brächten. Stattdessen betont Butler die Chance neuer Identitäten, die entstehen und sich wieder auflösen, sprich, die sich jeglicher Stabilität und Festlegung entziehen. Dabei sind es die Praktiken, die Butler zufolge Identitäten, orientiert am jeweiligen Ziel, in

kontingenter Weise hervorbringen (vgl. ebd.: 36). Somit gehen laut Butler die Ziele nicht nur den Identitäten voraus, sondern Identität bzw. ihre beständige Infragestellung, wird ins Zentrum feministischer Praxis gerückt. Es kann also konstatiert werden, dass die Befreiung der Frau, als Ziel feministischer Politik, nicht mehr in der Überwindung patriarchaler Dominanzverhältnisse besteht. Vielmehr besteht die Befreiung in dieser Denkart in der Auflösung oder zumindest in der Öffnung der (Identitäts-)Kategorie als solcher.

Butler wie auch Hekman weisen einen universalistischen Standpunkt, der auf einem artikulierten Bewusstsein oder einer geteilten Betroffenheit fußt, zurück. Hekman unterstreicht hierzu die Situierung allen Wissens und begründet damit die Illegitimität des Ausweisens eines privilegierten Erkenntnisstandpunkts (vgl. Hekman 1997: 356). Butler hebt, wie gezeigt, die Unmöglichkeit der definitorischen Schließung einer Kategorie hervor (vgl. Butler 2021 [1991]: 35). Hekman verschiebt in ihrer Kritik das Problem der Bildung eines universellen Standpunktes eigentlich nur auf kleinteiligere Ebenen. Wenn sie mit ihrer Kritik nicht in der Aussage münden will, dass Wissen und Erkenntnis eine rein individuelle Angelegenheit sind, die jeglicher Strukturgebundenheit entbehren, muss sie letztlich wieder auf Personenkategorien zurückgreifen, die Individuen zu situierten Subjekten mit einem Standpunkt machen. Diese Standpunkte hätten sich, mit Hekman weitergedacht, dann zwar ausdifferenziert, weil sie nicht nur Geschlecht berücksichtigen, aber auch diese ausdifferenzierten Standpunkte müssten sich Universalisierungseffekten bedienen, um zu einer verallgemeinerbaren Aussage zu gelangen. Bezieht man Butlers Kritik an der Universalität weiblicher Identität auf die in dieser Arbeit vorgestellten Standpunkttheorien, dann scheinen zwei Missverständnisse vorzuliegen: Das eine betrifft die unzureichende Unterscheidung zwischen den Attributen weiblich und feministisch und das andere die Vermischung der Begriffe Identität und Subjekt. Ersteres hat zu dem Vorwurf der Essentialisierung geführt, weil das feministische Bewusstsein, welches diskursiv erzeugt ist, mit einem weiblichen Bewusstsein, welches allen Frauen „naturegegeben“ ist, durcheinandergebracht wird. In gewisser Weise kann das feministische Bewusstsein von jedem Subjekt erlangt werden, welches zu Reflexion bereit ist, wenngleich Frauen durch ihren Erfahrungshorizont einen leichteren Zugang und vor allem ein größeres Interesse an der Erlangung eines solchen Bewusstseins haben mögen. Das zweite Missverständnis wurde durch Rita Casale herausgearbeitet. Sie unterstreicht, dass es feministischen Theoretikerinnen (sie nennt Carla Lonzi und Heide Schlüppmann) nicht um die „Identifikation mit den Zuschreibungen einer Ordnung, sondern das Sichtbarmachen des Ungeachteten einer Ordnung“ (Casale 2014a: 85) gegangen sei. Butler hingegen würde die Subjektbildung auf eine Identitätskonstruktion verkürzen und so die Problematisierung der strukturellen Ebene verweigern (vgl. ebd.). Hieran schließe sich eine weitere Verwechslung der Gender Studies heute an, so Casale. Die geschichtliche Konstitution gesellschaftlicher Verhältnisse, die

sich in verschiedenen Formen der Institutionalisierung manifestierten, würden ausgeklammert und so komme es zur falschen Deutung dieser Verhältnisse als Naturalisierung (vgl. ebd.: 92).

Wenn Geschlecht zum einen also performativ und zum anderen kulturalistisch verstanden wird, ontologisch oder materialistisch begründete Differenzannahmen delegitimiert würden, dann impliziere dies, dass Männer und Frauen eigentlich gleich seien bzw. Geschlecht als Kategorie obsolet wäre, wenn keine hierarchisierende Konstruktion desselben stattfinden würde (vgl. Dominijanni 2015: 150 ff.). Zwar scheint die kulturalistische Denkart des Geschlechts die Ambivalenz geschlechtlicher Subjektivierung durchaus zu erkennen, wenn sie gesellschaftliche Normen, wie etwa die Zwangsheterosexualität bei Butler, als strukturierend versteht und gleichzeitig die Subversion als Mittel zur Befreiung aus dergleichen vorschlägt, doch der Begriff des Subjekts bleibt in der „Logik der Identifikation“ statt in der „Logik der Individuation“ (Casale 2014b: 155) verhaftet. In der postmodern gefärbten Geschlechterforschung gehe es folglich um die Frage der Konstruktion einer sexuellen Identität und nicht mehr um die Verhältnisbestimmung von Subjekt und Geschlecht (vgl. Casale 2014a: 83). Im politischen Feminismus ende die dekonstruktivistische Perspektive dann häufig in der Fixierung auf *gender identities* und der Forderung nach ihrer Anerkennung und falle somit hinter die eigenen Einsichten zurück (vgl. Dingler 2019: 378). Die Diskussionen um das LFT 2021 konnten diese Spannung zwischen der Zurückweisung einer universellen und ‚natürlich‘ feststellbaren Identität von Frauen/Lesben und dem gleichzeitigen Anführen ausgeschlossener Identitäten (trans-Lesben) als Ausgangspunkt der Kritik eindrucksvoll aufzeigen. Die Kategorie der Lesbe wird von ihrer Ontologie entbunden, indem sowohl das Frau-Sein, als auch das Homosexuell-Sein von seinen materiellen Grundlagen abgelöst und das dort unterstellte essentialistische Denken als diskursiv hergestellt enttarnt wird. Was also eine Frau oder Lesbe ist, folgt keiner strukturell-geschichtlichen Analyse der Konstitution einer Kategorie, sondern wird auf eine Selbstidentifikation verkürzt, die wiederum nur für eine Seite Geltung zu haben scheint. Dem LFT wurde in den Kritiken vorgeworfen, eine ausschließende Praxis zu verfolgen und trans-feindlich zu sein, weil es eine, aus Sicht der KritikerInnen, überholte Kopplung zwischen Anatomie und Identität annimmt. Butler hat die ausschließende Praxis, die sich durch die Annahme eines universellen weiblichen Subjekts ergibt, als „totalisierende Gesten des Feminismus“ (Butler 2021 [1991]: 33) bezeichnet. Butler arbeitet heraus, dass die geschlechtliche Substanz (*sex*) ebenfalls nur kontingentes Produkt der Regulierung von Geschlechtsidentitäten ist und somit nicht nur künstlich, sondern als Ontologie überflüssig wird (vgl. Butler 2021 [1991]: 48 f.). Die KritikerInnen des LFT bedienen sich dieser Annahme, wenn sie unterstreichen, dass Lesbisch-Sein sich nicht an körperlichen Merkmalen festmachen ließe. An den Ereignissen um das LFT wird zum einen beobachtbar, dass Lesbe vor allem als Identitätskategorie gelesen wird und zum anderen als definitiv auslegbare Selbstbeschreibung objektive Gültigkeit beanspruchen kann. Die aus dieser Selbstbeschreibung resultierende

Identifikation erscheint wiederum mehr Legitimität zu genießen, als ein Identifikationsangebot, welches auf die Kopplung mit dem *sex* zielt.

5.1.2 Die Ambivalenz von Kategorien

Die Abkopplung des Begriffs Geschlecht von dem jeweiligen gesellschaftlichen und historischen Kontext führt jedoch letztlich zu einem blinden Fleck bei der strukturellen Rückbindung der Identität an eben jene Kontexte. Deutlich wird diese Strukturvergessenheit, wenn man sich die Argumentationen der Standpunkttheoretikerinnen Collins, Hartsock und Harding genauer ansieht. Alle drei setzten sich in ihren Arbeiten mit der Frage von Subjekt, Identität und Geschlecht auseinander. Es ist also keineswegs so, wie dies heute rückblickend häufig verkürzt dargestellt wird, dass die Standpunkttheoretikerinnen von Frauen als essentialistischer Kategorie ausgingen. Im Gegenteil: Sie waren sich der Ambivalenz der Kategorie mehr als bewusst und versuchten den Standpunkt der Frauen daher aus einer Strukturlogik heraus zu verstehen und die Widersprüche herauszuarbeiten, die sich für eine geschlechtliche (kollektive) Identität aus dieser ergeben. Patricia Hill Collins unterstreicht, dass *gender*, *race* und *class* keine Identitätskategorien seien, sondern Kategorien der Ungleichheit innerhalb einer sozialen Struktur (vgl. Collins 1997: 376). Kategorien sind daher vielmehr als Instrument der Gesellschaft zu verstehen, sich selbst eine (Ungleichheits-) Ordnung zu geben bzw. Menschen zu bestimmten Zwecken klassifizieren zu können. Ähnlich wie bei Iris Marion Youngs Vorschlag Frauen als serielles Kollektiv zu fassen, ist eine Identifikation der Individuen mit ihrer zugeordneten Kategorie zunächst auch für Collins irrelevant. Während Young eine Bewusstwerdung und die Generierung von Forderungen und Zielen als Schritt von einem seriellen Kollektiv zu Konstituierung einer Gruppe versteht, um dem Prozess der Identifikation mit einer Kategorie Rechnung zu tragen, spricht Collins von einer kollektiven Identität, die sich durch die selbstbewusste Aneignung einer Kategorie herausbilde. Diese kollektive Identität kann dann zum Ausgangspunkt von Widerstand werden (vgl. Collins 1989: 750). Die Bildung einer kollektiven Identität ist für Collins nicht von ihrem gesellschaftlichen und zeitlichen Kontext zu lösen. Indem sie nämlich darauf verweist, dass insbesondere Schwarze Frauen durch die entsprechenden Strukturkategorien nicht nur ungleich behandelt werden, sondern nicht einmal den Status eines Subjekts zugewiesen bekämen, komme der Prozess der Herausbildung einer kollektiven Identität auch einer Subjektwerdung gleich (vgl. Collins 1986: 18). Die Subjektwerdung wird bei Collins folglich auch nicht im Sinne einer Subjektivierung durch normative Zwänge, die Subjekte mehr zurichtet als befreit, verstanden, sondern der Subjektstatus bezeichnet hier, ähnlich wie bei Benhabib, einen Zustand, der Autonomie, Handlungsfähigkeit und Selbstgefühl ermöglicht. Das Subjekt ist dann eben nicht Resultat einer Kultur, sondern verhält sich in einem emanzipatorischen Verhältnis zu derselben. Diese Perspektive könne

sich jedoch nur eröffnen, sofern das „Subjekt mehr als die Summe der Subjektvierungspraktiken, Geschichte mehr als die Gesamtheit der historischen Kontexte [ist, A. d. V.]“ und „Gesellschaft [...] die strukturelle Konstellation der unterschiedlichen Milieus bezeichnet und als solche [...] sich nicht auf ihre Addition reduzieren [lässt, A. d. V.]“, so Casale (Casale 2014b: 151). Knapp kritisiert, dass Butler durch die Reduktion des Subjekts auf eine performativ vollzogene Subjektivierung zum einen blind dafür sei, dass zwischen dem Wort Frau und dem, was es bezeichnet, ein „Korrespondenzverhältnis“ herrsche und keine einfache Ableitung, und zum anderen auf diese Weise einen Begriff der gesellschaftlichen Objektivität verunmögliche (vgl. Knapp 1994: 264 ff.). Denn nur mit einem Begriff der gesellschaftlichen Objektivität könne die Geltung von soziostrukturellen Kategorien auch ohne eine Entsprechung zur subjektiven Verfasstheit behauptet und verstanden werden. Es könne also von Frauen gesprochen werden, ohne dass diese eine gemeinsame Identität aufweisen müssen (vgl. ebd.: 268).

Sowohl die Theoretikerinnen des alten Standpunktfeminismus, also Collins, Hartsock und Harding, sowie auch Maihofer, verweisen auf einen geteilten Erfahrungszusammenhang, der sich durch die gesellschaftlich vermittelte Realität des Geschlechts ergibt. Dieser Erfahrungszusammenhang wird zwar unterschiedlich begründet, wie etwa bei Hartsock durch die geschlechtliche Arbeitsteilung oder bei Maihofer durch die Existenzweise, aber die Denkerinnen verbindet die Überzeugung, dass Erfahrungen einen „Brennpunktcharakter“ haben, wie es Susanne Maurer treffend ausdrückt, (vgl. Maurer 1996: 162). Erfahrungen würden zwar subjektiv erlebt, aber könnten durch die Einbeziehung der objektiven Bedingungen, unter denen sie gemacht würden, Aufschlüsse über die Verhältnisse geben (vgl. ebd.). Der feministische Standpunkt verweist auf einen „external context within which a person is situated“ (Alcoff 1988: 433). Damit wird weder eine geteilte Identität, noch eine vollständige Repräsentation der situierten Personen durch eine Kategorie impliziert. Vielmehr geht es den Standpunkttheoretikerinnen um die Ausarbeitung einer Gesellschaftskritik, die ihre eigene Situietheit transparent zu machen versucht. Bei Young, Maihofer und Benhabib ist zwar nicht mehr von einem feministischen Standpunkt die Rede, aber auch ihre theoretischen Bemühungen zielen darauf, die Kategorie Geschlecht über eine Dekonstruktion hinaus relevant zu halten. Denn die Kategorie Geschlecht, ob nun verstanden als bewusst gemachter Erkenntnisstandpunkt oder als analytische Kategorie, der eine Plausibilisierung durch das Feststellen von Gemeinsamkeiten mit „heuristisch-metho-discher Funktion“ (Knapp 2012: 200) vorausgeht, wird ja gerade angeführt, um sogenannte Wahrheiten zu dekonstruieren bzw. ihre partikulare Geltung transparent zu machen. Mit dem Aufkommen postmoderner Ansätze, die Kritik an universalisierenden Subjekt- und Identitätskonstruktionen und normativen Letztbegründungen üben (vgl. Villa Braslavsky 2020: 218 f.), werden die Legitimationsmuster eines weiblichen Subjekts und eines feministischen Standpunktes hinterfragt und mit dekonstruktivistischen Methoden konfrontiert. Sowohl die

Erkenntnisposition, die durch den feministischen Standpunkt eingenommen werden kann, als auch die Erkenntniskritik, welche durch die soziale Kategorie Geschlecht gewonnen werden kann, die als Strukturkategorie „in den inneren Zusammenhang dieser Gesellschaftsformation(en) eingelassen ist“ (Aulenbacher 2020: 165), erfahren eine legitimatorische Krise. Wenn Geschlecht stets performativ sei und eine Ontologie überflüssig werde, lasse sich anhand des Geschlechts keine Erkenntnis mehr gewinnen, die über die konkreten Herstellungsweisen von Herrschaft in empirischer und theoretischer Weise hinausgehe (vgl. Villa Braslavsky 2020: 234).

In diesem Kapitel wurden die Verschiebungen und Kontinuitäten bezogen auf das Subjekt- und Identitätsverständnis innerhalb feministischer Theorie herausgearbeitet. Es konnte gezeigt werden, dass der Status der Marginalisierten in postmodernen Ansätzen vorrangig über die Identität erschlossen wird. Es ist demnach keine generalisierte Unterdrückungserfahrung, die auf eine universalisierte Kategorie der Frau abhebt, sondern es sind Identitäten, die nicht den kulturellen Gesetzen folgen, die die Sexualität formen und regulieren (vgl. Butler 2021 [1991]: 39), die nun den Status der Marginalisierung erhalten. Folglich geht es dem Feminismus in dieser Lesart nicht mehr um die Subjektwerdung der Frauen, sondern um das Brechen und Unterwandern von Subjektivierungsweisen. Das Problem, welches das feministische Denken durchleuchten will, besteht nicht mehr in der Identifizierung der Mechanismen der fortlaufenden Missachtung von Frauen als Subjekt (in einem alltäglich-politischen wie auch erkenntnistheoretischen Sinne), sondern in der Schließung und Universalisierung von Kategorien. Diese Verschiebung von der Struktur zur Identität und vom Subjekt zur Subjektivierung führt jedoch in eine erkenntnistheoretische Sackgasse, wenn sie bei der Feststellung des kontingenten Charakters von Geschlecht, dem Verweis auf Verschiedenheit und die Pluralität von Identitäten oder der Situierung allen Wissens stehen bleibt. Wenngleich die postmodernen Einwände berechtigt sein mögen und gerade Butlers Intervention neuen Schwung und Reflexion in die feministische Theoriediskussion gebracht hat, so ist davon auszugehen, dass Geschlecht nach wie vor in seiner als Wirklichkeit erscheinenden Dimension deterministischen Charakter hat, dem nur selten durch Subversion entkommen werden kann. Den Blick auf die Strukturdeterminanten zu richten, die Geschlecht zu einer solch persistenten Ungleichheitskategorie machen, würde voraussetzen in der feministischen Theorie und Praxis nicht länger nach der (Un-)Möglichkeit adäquater Repräsentation und Identitäten zu fragen, sondern nach den institutionellen Logiken zu suchen, die Frauen immer wieder in eine hierarchisch untergeordnete Stellung bringen. Hierzu braucht es theoretische Konzepte, die Subjekte denken können, ohne eine Identifikation des Individuums mit seinem Subjektstatus einzufordern. Das Subjekt sollte vielmehr entlang des gesellschaftlichen Kontexts entworfen werden und nicht entlang von identitätslogisch hergeleiteten Kategorien. Doch unabhängig davon, ob sich der Erkenntnisstandpunkt über das Subjekt oder die Identität erschließt, benötigt die Behauptung, dass es sich um eine privilegierte

Erkenntnisposition handelt, eine Begründung. Diesem Begründungszusammenhang wird im nächsten Kapitel in Form des Begriffs der Authentizität nachgegangen.

5.2 Authentizität

Die behauptete privilegierte Erkenntnisform, die sich aus dem Standpunkt der Marginalisierten ergibt, bedarf einer Legitimation, gerade vor den berechtigten Einwänden postmoderner Denkerinnen, die eine Begründungsform neben normativ-ethischen Angeboten einforderten. In den vorangegangenen Kapiteln wurde mehrfach auf den Begriff der Erfahrung verwiesen, der die Standpunktbildung und eine kritische Perspektive auf Wirklichkeit ermöglicht. Jedoch bleibt der Erfahrungsbegriff vage, weil schließlich alle Standpunkte bestimmte Erfahrungen provozieren und damit noch nichts über die qualitativen Unterschiede dieser Erfahrungen ausgesagt ist. Soll ein Standpunkt oder die theoretische Bezugnahme auf eine bestimmte Kategorie als ‚bessere‘ Erkenntnisposition konstatiert werden, so braucht es entweder den Rückbezug auf ein Normsystem, wie ihn etwa Seyla Benhabib äußert, wenn sie den Feminismus als „Theorie des emanzipatorischen Kampfes der Frauen“ (Benhabib 1995: 222) bezeichnet und ihm eine Verpflichtung zu der Ermöglichung dieses Kampfes zuschreibt (vgl. Benhabib 1994: 26). Oder es bedarf einer Theorie über das Verhältnis von objektiver Wirklichkeit und einer Wirklichkeit, die ideologisch verzerrt oder durch die unterschiedliche Situierung geprägt ist. Letzteres führt dieses Begründungsproblem zu einer grundsätzlichen Frage in der Erkenntnistheorie: Wie können die beiden Wirklichkeitsebenen unterschieden werden, wenn man die Prämisse, dass es keine transzendente Erkenntnis gibt, beibehält? Sandra Harding löst dieses Problem, indem sie nicht von einem objektiven, sondern von einem objektiveren Blick auf Wirklichkeit spricht. Durch den Einbezug möglichst vieler unterschiedlicher Perspektiven, entsteht eine „strong objectivity“, die zwar keine Endgültigkeit für sich beanspruchen, aber dennoch durch verschiedene Perspektiven reflektiert, hinterfragt und ergänzt wird, sodass Harding davon ausgehen kann, dass auf diese Weise hervorgebrachte Erkenntnis objektiver ist, als eine, die von einem einzigen (hegemonialen) Standpunkt ausgeht (vgl. Harding 2005). Judith Butler würde wohl nicht verneinen, dass die Welt den Akteuren als materielle Wirklichkeit erscheint, doch im Anschluss an Lacan bleibt das Reale bei Butler unmöglich und die Wirklichkeit eine Fiktion. Und obwohl auch Harding nicht von einer objektiven Wirklichkeit ausgeht, so befürchtet sie einen „Bewertungsrelativismus“ (Harding 1994: 169), der gerade im wissenschaftlichen Kontext die Legitimität von Aussagen nicht mehr zu bestimmen vermag, weil sich die Standpunkte und ihre Ansichten bezüglich ihrer Fiktion gleichen. Die Feststellung, dass alles Fiktion ist, lässt keine Kriterien zu, die Aussagen auf ihren Wahrheitsgehalt hin überprüfen könnten, ohne dabei die nächste Fiktion zu erzeugen. Die Frage, die in diesem Kapitel behandelt werden soll, spürt also den Verschiebungen und

Kontinuitäten der Auffassung des Realen in der feministischen Theorie und Praxis nach. Dabei soll auf einen Begriff verwiesen werden, der sowohl theoretisch, als auch alltagspraktisch Anwendung findet und den Thomas Bauer als „Zauberwort“ der Gesellschaft bezeichnet hat (Bauer 2018: 62). Der Begriff der Authentizität taucht immer wieder in Form einer Letztbegründung auf und bleibt in seiner Rolle für die feministische Theorie doch meist unbesprochen. Es soll daher im Folgenden zum einen um die feministisch-theoretischen Annahmen über die objektive Wirklichkeit gehen und zum anderen um die Annahmen einer subjektiven Wirklichkeit und eines authentischen Selbst.

5.2.1 Authentizität als Zugang zur objektiven Wirklichkeit

Hartsock räumt dem feministischen Standpunkt eine Perspektive ein, die den Blick auf „the real relations of humans with each other and with natural world“ (Hartsock 1983: 285) ermöglicht. Hartsock geht davon aus, dass das Bewusstsein und Wissen sowie die Lebensrealität durch die materiellen Bedingungen geprägt werden. Weil diese nicht für alle gleich sind, ergeben sich unterschiedliche Perspektiven, die Hartsock als epistemologische Differenz fasst (vgl. ebd.: 84). Dass gerade Frauen einen epistemologisch privilegierten Standpunkt einnehmen können, begründet Hartsock über den dialektischen Materialismus nach Marx, den sie in Bezug auf die Reproduktionsarbeit durch Frauen neu interpretiert. Entscheidender ist jedoch das Wirklichkeitsverständnis, welches Hartsock von Marx übernimmt. Der Mensch könne die objektive Wirklichkeit grundsätzlich erfassen, allerdings sei sein Bewusstsein ideologisch verzerrt und somit können nur falsche Aussagen über die Wirklichkeit getroffen werden (vgl. Vellay 2014: 38; Reitz 2014: 103). Gelingt es jedoch, dieses falsche Bewusstsein zu überwinden, weil die Not so groß und damit das Interesse an der Überwindung der (materiellen) Zustände gegeben ist, kommt dem Proletariat bei Marx und den Frauen bei Hartsock nicht nur eine entscheidende Position bei der praktischen Überwindung dieser Zustände im Sinne eines revolutionären Subjekts zu, sondern diese werden auch zum Erkenntnissubjekt, weil sich von ihrem Standpunkt aus die objektive Wirklichkeit gesellschaftlicher Verhältnisse besser beschreiben lässt. Was heißt dies nun für das in diesem Kapitel verfolgte Anliegen? Bleibt man auf Hartsocks Argumentationslinie, so führt die Bildung eines feministischen Standpunkts zu einem Selbst-Bewusstsein und zu einem unverstellteren Blick auf die realen gesellschaftlichen Verhältnisse. Selbst-Bewusstsein ist hier aber nicht mit Identität zu verwechseln, sondern meint vielmehr die Bewusstwerdung über die Positionierung einer Gruppe oder Klasse in einer Gesellschaft, die im Widerspruch zu den eigentlichen Interessen dieser – hier den Frauen – steht. Hartsock vertritt also ein Realitätsverständnis, welches doppelseitig ist: Auf der einen Seite findet sie eine Realität vor, die durch ein falsches Bewusstsein verzerrt wahrgenommen wird und auf der anderen Seite eine objektive Realität,

die sich dem Bewusstsein einer Klasse für sich erschließt. Wenngleich Hartsock selbst den Begriff der Authentizität nicht einbringt, so will ich hier darauf verweisen, dass Hartsock mit einem Wirklichkeitsverständnis operiert, welches zwar über die Verhältnisse hergeleitet, dann aber doch an Subjekte rückgebunden wird, insofern diese ihre ‚wahren‘ Interessen erkennen und so, wie Hartsock schreibt, zu einem widerständigen Subjekt transformiert werden (vgl. Hartsock 1997: 373). Doch gerade das Erkennen der eigentlichen Interessen setzt eine innere Wahrheit im Subjekt voraus, aus der sich diese Interessen generieren lassen. Wenngleich das Streben nach Emanzipation und Selbstbestimmung als zutiefst menschliche Bedürfnisse angesehen werden können und eine Theorie, die die Veränderung der Welt zum Ziel hat, genau diese Bedürfnisse zu ihrer Prämisse macht, bleibt der Nachweis einer solchen inneren und dazu noch geteilten Wahrheit bisher empirisch offen oder es zeigt sich, dass die Ziele sich doch nicht auf positivistische Weise, sondern nur in Negation des Bestehenden formulieren lassen. Harding greift diese Einsicht auf, wenn sie den kritischen Blick, der von marginalisierten Standpunkten ausgeht, ebenso mit dem Verweis auf ein geteiltes Interesse begründet: Marginalisierte Gruppen nehmen laut Harding eine kritische Erkenntnisposition ein, weil sie am wenigsten Interesse an der Aufrechterhaltung des status quo hätten (vgl. Harding 1994: 142). Das Interesse bestehe zunächst in der Negation des status quo und hätte noch keinen bestimmten, gruppenspezifischen Inhalt, schließt Harding daraus. Dies ließe den Standpunkt letztlich auch organisch bleiben (vgl. Harding 2005: 35), weil er offen für Revidierung und neue Perspektiven sei und nicht von einer inneren Wahrheit seiner Akteure ausgehe. Und dennoch scheinen die Marginalisierten bei Hartsock und Harding zumindest einen wahrhaftigeren Blick auf die eigene Situation zu haben. Thomas Noetzel macht auf Jean-Paul Sartre aufmerksam, der in den marginalisierten Positionen ebenfalls eine größere Nähe zur Wahrheit vermutete, weil diese Positionen durch ihre Stigmatisierung eine „existentielle Psychoanalyse“ durchlaufen hätten, die in einer Revolte in die Praxis umgesetzt werde (vgl. Noetzel 1999: 127). Der daraus resultierende Blick lasse den Beteiligten keine Wahl mehr, ihre Lage weiter zu verkennen und so würden Marginalisierte „zu Trägern von Wahrhaftigkeit und Authentizität“ (ebd.).

Patricia Hill Collins hingegen spricht explizit von Authentizität, wenn sie auf die Prozesse self-definition und self-valuation auf dem Weg zu einer Subjektwerdung Schwarzer Frauen eingeht. Collins verweist zunächst auf die Funktion stereotyper Bilder, die einer marginalisierten Gruppe von der dominierenden Gruppe zugeschrieben werden, um diese ausbeuten und objektivieren zu können (vgl. Collins 1986: 17). Diese extern zugeschriebenen Bilder über Schwarze Frauen müssten im Zuge einer „self-definition“ durch „authentic Black female images“ ersetzt werden (vgl. ebd.). Authentizität versteht Collins dabei allerdings nicht als eine wahre Identität Schwarzer Frauen, im Gegenteil, sie ist sich bewusst, dass auch selbstzuschriebene Bilder Stereotype erzeugen, die zwar kurzfristig zu einer besseren Stellung in der Gesellschaft führen, aber

ihre Funktion als Stereotyp nicht verlieren. Collins bezieht den Begriff der Authentizität deshalb auf den Prozess der „self-definition“, der eine Subjektwerdung und Ermächtigung ermöglicht, wobei die genaue Ausgestaltung des „self“ offen bleibt (vgl. Collin 1986: 17). Erst im Prozess der „self-valuation“ wird der Inhalt der „self-definition“ bestimmt. Aber auch hier bezieht sich Collins nicht auf ein objektiv richtiges Bild Schwarzer Frauen, sondern vielmehr geht es ihr darum, die extern zugeschriebenen Bilder, die der Kontrolle und Beherrschung Schwarzer Frauen dienen, zu unterlaufen, indem sich Schwarze Frauen diese aneignen und als Stärke auslegen und somit die herrschende Ordnung herausfordern (vgl. ebd.):

„By defining and valuing assertiveness and other ‚unfeminine‘ qualities as necessary and functional attributes for Afro-American womanhood, Black women’s self-valuation challenges the content of externally-defined controlling images.“ (ebd.: 18)

Eine Selbstdefinition setzt allerdings ein Wissen um sich selbst voraus. Gleiches gilt auch im Zusammenhang mit einer Gruppe, deren Mitglieder sich über Gemeinsamkeiten erst als Gruppe erkennen müssen. Collins weiß um die Problematik, dass auch die „self-definition“ sozial konstruiert ist, doch letztlich braucht es die Figur des authentischen „black women’s standpoint“, um in die widerständige Position zu gelangen. Wenn man bedenkt, dass auch eine sozial konstruierte Wirklichkeit den Akteuren als wirklich erscheint, so ist auch Authentizität „im Moment ihrer diskursiven oder interaktionalen Relevant-Setzung als signifikante Kategorie menschlichen Erlebens, Beurteilens und Orientierens in der Welt wirksam und bedeutend“ (Schwidlinski 2020: 107).

Nun liegt der Unterscheidung in authentische und nicht-authentische Beschreibungen ein weiteres Problem zugrunde, welches tiefer in die Debatte um Essentialisierung und kategoriale Zuschreibung führt. Denn laut Noetzel schließt sich der Unterscheidung immer der Verweis auf eine „ontologische Differenz zwischen Repräsentant und Repräsentiertem“ an (Noetzel 1999: 12). Die objektive Wirklichkeit kann nicht identisch abgebildet werden, sondern nur dargestellt bzw. durch etwas hindurch vermittelt werden. Authentizität, die ja gerade auf eine solche objektive Wirklichkeit verweist, die sie zu repräsentieren im Stande ist, kann sich folglich nur sprachlich oder performativ vermitteln (vgl. Schwidlinski 2020: 106). Die Feststellung, ob etwas also authentisch ist oder nicht, kann nicht im direkten Zugriff auf diese Wirklichkeit erfolgen, sondern nur über ihre Repräsentation. Einen privilegierten Wirklichkeitszugang aus einer Authentizitätsannahme abzuleiten – d.h. das zu Repräsentierende in seiner Eigentlichkeit sehen zu können – bleibt für Noetzel epistemologisch fragwürdig (vgl. Noetzel 1999: 12). Die Unterscheidung in Authentizität und Inauthentizität kann ihm zufolge höchstens eine Operationalisierung sein, die versucht eine richtige von einer falschen Repräsentation zu trennen. Aber über den Wesenskern eines Dings, sage sie noch nichts aus (vgl. ebd.: 29). Vor diesem Hintergrund halte ich Noetzels Vorgehen „die Unterscheidungslogik derer zu verstehen und in ihrer politischen Bedeutung zu untersuchen, die mit dieser Unterscheidung operieren“ (ebd.: 17) für einen

gewinnbringenden Ansatz, um die Bedeutung des Authentischen in der feministischen Theorie weiter zu verfolgen.

Um auf die Debatte um Essentialisierung und kategoriale Zugehörigkeit zurückzukommen: Ein Kritikpunkt Butlers war, dass die feministische Theorie durch die Setzung der Kategorie Frau eine Ontologisierung der Kategorie betreibe, die sie eigentlich abschaffen wollte. Die Gegenstimmen hierzu wurden exemplarisch entlang Maihofers Auffassung des Geschlechts als Existenzweise, Youngs serieller Kollektivität und Seyla Benhabibs Aufgabenstellung an die feministische Theorie, erläutert. Alle drei Autorinnen vermeiden den Rückgriff auf die Postulierung eines authentischen weiblichen Charakters oder einer qualitativen Bestimmung eines solchen. Vielmehr geht es ihnen darum, die Relevanz der Kategorie Geschlecht unabhängig von einer authentisch erlebten Selbstdefinition oder eines kohärenten kollektiven und bewussten Standpunktes herzuleiten. Wenngleich die drei Autorinnen die gesellschaftliche, kulturelle und sprachliche Konstruktion des Geschlechts anerkennen, so verkennen sie nicht, die materielle Konsequenz für die Akteure und die Realität des Kontexts, der – wenn auch nicht als objektive Wahrheit, doch aber als Wirklichkeit der Akteure – Geltung beanspruchen kann, insofern man diesen nicht nur als kontingent und ebenso konstruiert demaskiert, sondern auch in seiner Erscheinungsform kritisiert. Noetzel kritisiert das postmoderne Denken dafür, dass die politische Ordnung zum „totalen Simulationszusammenhang“ und „Konstrukt selbstreferentieller Zeichen“ verkomme (Noetzel 1999: 16). Wenn jedoch alles Simulation sei, so bleibe die Frage nach der Basis, von der aus eine postmoderne Kritik erfolge, unbeantwortet, weil nach dieser Logik auch jede Kritik bloß Simulation sei und über diesen Zustand auch nicht hinaus komme (vgl. ebd.: 145). Die Kritik wird zahnlos, weil sie ihren Gegenstand in keinem anderen Modus als der Enttarnung als Simulation kritisieren kann. Die Verkürzung des feministischen Standpunktes oder gar der Kategorie Geschlecht auf ein rein diskursives und fiktionales Phänomen führt in den dargestellten aktuellen feministischen Kontroversen zu einem paradoxen Gebrauch objektiver und subjektiver Wirklichkeit zur Legitimation der eigenen Position und Identität. Dem Konzept der Authentizität kommt in diesen Kontroversen folglich eine legitimatorische Funktion zu und zugleich führt es in seinem Gebrauch durch die Hintertür eine Form der Essentialisierung ein, die eigentlich gerade durch den Bezug auf postmoderne und poststrukturalistische Theorieansätze hätte überwunden werden sollen.

5.2.2 Die innere Wahrheit des Subjekts als Authentizitätsmarker

Eine Form der Essentialisierung lässt sich in der beschriebenen Kontroverse um das Lesbenfrühlingstreffen 2021 aufzeigen. In dieser Kontroverse fungiert Authentizität als Begründungsfigur einer objektiven Wirklichkeit des Subjekts und dieses kann in der Folge mit einer legitimen

Sprechposition ausgewiesen werden. Die Ereignisse um das LFT 2021 kreisten hauptsächlich um den Streitpunkt, was eine Lesbe ist und entlang welcher Kriterien eine solche Zuschreibung erfolgen sollte. Der biologisch weibliche Körper und das Begehren eines anderen biologisch weiblichen Körpers, stellten sich in der Debatte als nicht hinreichende Kriterien dar und wurden von der einen Seite der Diskussionsteilnehmerinnen als Argument gänzlich abgelehnt. Rogers Brubaker beschreibt die Koexistenz und Interdependenz zwischen objektiven und subjektiven Darstellungen von Geschlechtsidentität sehr treffend in seinem Buch *trans*. Brubaker untersucht darin die Argumentationsstrukturen der Debatte um Caitlyn Jenner und Rachel Dolezal. Der Fall von Jenner, die zuvor als Mann lebte und sich nun als transgender, also als Frau identifiziert und Dolezal, die als Weiße geboren wurde und sich als transracial, also als Schwarz identifiziert, erreichten etwa zeitgleich die Medien in den USA und es ergab sich eine parallel verlaufende Debatte, die die Fälle unterschiedlich bewertete bzw. Dolezals Transition weniger Verständnis entgegengebracht als der Jenners, obwohl es sich in beiden Fällen um ein Hinüberwechseln in die konträr konstruierte Identität handelte. Während bei dem Phänomen Transgender von einem „gender voluntarism“ ausgegangen wird, wie Brubaker schreibt, wird im Kontext von *race* essentialistisch argumentiert (vgl. Brubaker 2016: 22 ff.). Brubaker führt diese unterschiedliche Bewertung der Fälle auf die verschiedene Ausformung der Arbeit an kategorialen Grenzen („boundary work“) zurück, die getragen werde von Annahmen über subjektive und objektive Aspekte von Identität (vgl. ebd.: 31 ff.). Zunächst ermöglichte die Trennung von *sex* und *gender*, die „gender identity“ von der körperlichen Konstitution abzukoppeln und sie damit zu denaturalisieren. Gleichzeitig werde in der Debatte um Transgender dann aber eine Renaturalisierung der geschlechtlichen Identität vorgenommen, indem diese als wahre Identität eines Individuums konstruiert werde (vgl. ebd.: 6 f.). Brubaker schreibt:

„It [gender identity, A. d. V.] is defined by one’s subjective ‘sense of self’, but that sense of self is understood as grounded in some objective – if at present still unknown – aspect of one’s biological being. The sources of subjectivity are situated outside the realm of culture, and even, paradoxically, outside the self. In this way the defense of gender voluntarism is pushed onto essentialist terrain.“ (ebd.:36)

Die geschlechtliche Identität nehme den Status einer objektiven Wirklichkeit des Selbst an, die diesem eingeschrieben sei, manchmal erst noch entdeckt werden müsse, aber als solche nicht wählbar sei. Wählbar bleibt nur, ob der Körper der Identität angeglichen werden soll (vgl. ebd.: 18). Die Essentialisierung bezieht sich also nicht weiter auf den weiblichen Körper oder eine weibliche Natur, sondern auf ein authentisches Selbst, welches für sich objektive Geltung beanspruchen kann. Auf die Debatte um Dolezal und Jenner kann hier nicht genauer eingegangen werden, aber interessant ist Brubakers Feststellung, dass Transracial nur im Rahmen eines Sich-Identifizierens-mit legitim ist und das Identifizieren als Schwarz in der Debatte als übergriffige Handlung benannt wurde, während die Praxis von Transgender, also der Identifikation als Frau überwiegend Legitimität zugesprochen wurde (vgl. ebd.: 59). Doch eine Identifizierung als etwas

setzt eine Ontologie voraus, die das Frau-Sein wiederum essentialisiert, wenn auch nicht über die körperliche Konstitution, aber über die Ebene des Gefühls. In den Diskussionen um das LFT 2021 lassen sich die von Brubaker beschriebenen Argumentationsmuster ebenfalls finden. Während die Twitter-Nutzerin Lou das LFT für dessen Essentialismus verurteilt, beruht ihre eigene Argumentation auf einer Theorie über geschlechtliche Identität und sexuelle Orientierung, die zwar auf den ersten Blick dekonstruktivistische Züge aufweist, weil sie den Körper in seiner geschlechtsanzeigenden Funktion dekonstruiert, aber dann das Transsein einer Person als objektiv gegeben verteidigt. Während Lesben, die sexuell ausschließlich Frauen mit Vagina präferieren, sich der Transphobie verdächtig machen und ihnen damit eine Wahl bzgl. der Form ihres sexuellen Begehrens unterstellt wird, erscheint die geschlechtliche Identität von trans-Personen als objektive Tatsache, die gerade aufgrund ihrer nicht-Wählbarkeit, (von Lesben) anerkannt werden sollte. Die Kontroverse des LFT zeigt eine Kontinuität und gleichzeitig eine Verschiebung im feministischen Diskurs auf: Der Selbst-Definition kommt eine quasi objektive Stellung zu, die von außen anzuerkennen ist, nicht nur im Sinne einer gesellschaftlichen Akzeptanz, sondern als Wahrheit. Während z. B. Collins die Selbst-Definition Schwarzer Frauen als Subjektwerdung und Strategie des Widerstandes denkt und dieser gerade nicht eine unverrückbare Wahrheit zuschreibt, beansprucht die Selbst-Definition von trans-Personen sowie ihr Urteil im Falle des LFT 2021 eine solche Wahrheitsposition. Fremdzuschreibungen, die von der Selbst-Definition abweichen, werden als diskriminierend eingeordnet.

In dieser Arbeit soll es jedoch nicht um die Bestimmung gehen, ab wann eine Frau eine Frau ist, sondern darum, zu verstehen, welche Begründungen angeführt werden, um eine Erkenntnis- bzw. Sprechposition zu legitimieren und als Zugang zur Wahrheit oder einer objektiven Wirklichkeit zu bestimmen. Wenn die geschlechtliche Identität nämlich durch ihre Verankerung im Subjekt als objektive und naturgegebene Wahrheit konstruiert wird, wie im Fall von Transgender, dann wird eine neue Begründungsebene in die feministische Theorie eingezogen, die den Erkenntnisstandpunkt nicht länger über Kollektive, eine Geschichte, geteilte Erfahrungen oder materielle Existenzweisen herleitet, sondern diesen an die innere Wahrheit eines Subjekts knüpft. In diesem Begründungszusammenhang entfällt die Ebene des Sozialen vollständig und Geschlecht wird individuell auslegbar und zum „empire of choice“ (Brubaker 2016: 50). Die Einsicht, dass auch unsere subjektiven Erfahrungen gesellschaftlich vermittelt sind, wie Peter Berger feststellt (vgl. Berger 1966: 109), kann unter einer solchen Wirklichkeitsannahme von Geschlecht nicht mehr angebracht werden. Doch eine Identität, die in sich authentisch ist, ist vor dem Hintergrund einer sonst sozial konstruierten Welt unmöglich, weil das Soziale ja gerade der Ort ist, wo Identitäten überhaupt erst entstehen können. Identität, ob als authentisch wahrgenommen oder nicht, bleibt immer rückgebunden an die soziale Welt (vgl. ebd.: 111). Der Verweis auf eine gefühlte innere Wahrheit kann also keine absolute Erkenntnisposition begründen,

sondern taugt höchstens dazu, Forderungen nach einer Anerkennung dieser gefühlten Identität zu unterstreichen. Doch die Frage der Anerkennung ist eine politische, keine erkenntnistheoretische. Die Authentizität einer Erkenntnis- und Sprechposition lässt sich jedoch auch über eine andere Begründungsfigur herleiten, wie nun dargestellt werden soll.

5.2.3 Betroffenheit als Ermöglichung authentischen Sprechens

Die Feststellung einer geteilten Betroffenheit wurde in der Frauenbewegung zur Konstruktion eines ‚Wir‘ eingesetzt und auch in der feministischen Theoriebildung und Methodologie funktiert(e) Betroffenheit als Ausgangspunkt der Forschung und markierte ein Postulat der Frauenforschung, welches am prominentesten durch Maria Mies formuliert wurde. Mies forderte die Frauenforschung zu bewusster Parteilichkeit auf (vgl. Mies 1978): Zum einen, weil eine bewusste Parteilichkeit der Frauenforschung die implizit androzentristische Parteilichkeit der etablierten Wissenschaften offenlegte und zum anderen, weil Mies von einer geteilten Betroffenheit zwischen der (Frauen-)Forscherin und den Beforschten ausging (vgl. ebd.). Wenngleich sich die Betroffenheit von Frauen in unterschiedlicher Weise ausdrücke, so seien doch alle Frauen von den patriarchalen Verhältnissen betroffen, so Mies (vgl. Mies 1984: 56). Parteilichkeit in der Forschung versprach also nicht nur die politische Dimension der Wissensproduktion hervorzuheben, sondern befragte die Objektivität von Forschung im Allgemeinen (vgl. Paulitz 2019: 156). Damit war die Frage der Parteilichkeit stets auch eine erkenntnistheoretische Fragestellung. Mies‘ Postulate erfuhren in der Geschlechterforschung über die Zeit immer mehr Kritik (vgl. u. a. Wohlrab-Sahar: 1993; Behnke/Meuser 1999: 30 ff.) und mit dem Einfluss dekonstruktivistischer Ansätze war eine universell geteilte Betroffenheit als Ausgangspunkt der Geschlechterforschung kaum noch haltbar. Wenngleich heute unter dem Einfluss dekonstruktivistischer und intersektionaler Ansätze wohl niemand mehr in der Geschlechterforschung von einer geteilten Gleichheitsbetroffenheit sprechen würde, verlor Betroffenheit als Begründungsfigur legitimer Erkenntnis- und Sprechpositionen nie an Relevanz: Betroffenheit, so schrieb bereits Brigitte Rauschenbach 1991, ist eine „erkenntnispolitische Schlüsselfigur unserer Zeit“ (Rauschenbach 1991: 16). Auch Jahrzehnte später kann man Betroffenheit weiterhin in Form einer Semantik im feministischen Diskurs beobachten. Als Semantik ist sie nicht nur an der Herstellung sozialer Ordnung beteiligt, sondern stellt auch Unterscheidungen bereit, die eine Selbstbeschreibung und -beobachtung von Gesellschaft ermöglichen (vgl. Stichweh 2006: 3 zu Semantiken im Allgemeinen). Besonders gut verdeutlichen lässt sich der Gebrauch der Betroffenheit als Begründung eines marginalen sowie erkenntnistheoretisch privilegierten Standpunktes an der beschriebenen Debatte um Prostitution. Die Debatte verweist dabei auf ein erkenntnistheoretisches Problem der Betroffenheit, welches sich aus der Notwendigkeit einer vorausgehenden Konstruktion eines

Problemzusammenhangs ergibt. Ohne ein Problem oder einen artikulierten Missstand gibt es keine Betroffenheit. Die Konstruktion von Problemen strukturiert die Wahrnehmung der Wirklichkeit und bildet eigene Wissensbestände aus (vgl. Bröckling 2017: 79). Diese Wahrnehmung entscheidet letztlich darüber, wer wann wovon als betroffen gilt. Im Fall der feministischen Auseinandersetzung um Prostitution scheint die betroffene Personengruppe schnell ausgemacht. Doch wovon genau die Prostituierten betroffen sind, ist Teil der Problemkonstruktion, auf die sich die feministische Auseinandersetzung eigentlich bezieht. Wer legitimiert ist an der Problemkonstruktion zu partizipieren, ist wiederum von der Definition abhängig, wem der Betroffenenstatus zugeschrieben werden kann. Während im Beispiel zum LFT 2021 Authentizität in Form einer inneren Wahrheit zur Feststellung objektiv gültiger Aussagen eingesetzt wird, verleiht die Betroffenenposition in diesem Fall Authentizität und Objektivität. Von Betroffenenpositionen gehen dann nicht mehr nur subjektiv geschilderte Erfahrungen aus, sondern die Erfahrungen werden zu objektiven Aussagen über die Wirklichkeit. In der Debatte um Prostitution lässt sich exemplarisch zeigen, wer als Betroffene (an)erkannt und wie ein Problemzusammenhang konstruiert wird, der bestimmte Positionen mit Authentizität belegt.

Wie Kate Millet beschrieb, führte die Beteiligung nicht-prostituierter Frauen an der Frage, was das Problem mit und an der Prostitution sei, zunächst zu Unverständnis unter den prostituierten und nicht-prostituieren Frauen, weil sich erstere von letzteren verurteilt und durch die Forderung der Abschaffung der Prostitution bevormundet fühlten. Es sollten sich vor allem die Betroffenen – also prostituierte Frauen – äußern. Pieke Biermann hingegen weitet die Betroffenheit durch eine erweiterte Problemkonstruktion aus, indem sie ‚sexuelle Leistungen‘ in die unbezahlte Frauenarbeit einreicht und so alle (verheirateten) Frauen zu Prostituierten erklärt. Auch sie beklagt eine Verurteilung jener Frauen, die sich entschieden hätten für diese ‚Leistung‘ Geld zu nehmen. Betroffen von einer gesellschaftlich erwarteten unbezahlten Frauenarbeit seien jedoch alle Frauen. Umgekehrt stellen die Besetzerinnen der Kirche in Saint Nizier fest, dass Prostituierte wie nicht Nicht-Prostituierte, durch ihr Frau-Sein und so in ihrem Kampf verbunden seien. Die Grenzen der Betroffenheit sind also definitionsbedürftig und umkämpft. Aus der Betroffenheitssemantik ergibt sich jeweils, wo die Grenzen einer betroffenen Gruppe verlaufen und wen eine Gruppe repräsentiert bzw. welcher Personenkreis legitimiert ist eine Gruppe zu repräsentieren oder für diese zu sprechen. Deutlich wird diese Funktion der Semantik, wenn bspw. die Demoteilnehmerinnen der Frauen*kampftagsdemo in Berlin, die sich für das Nordische Modell aussprachen, nicht als legitime Repräsentantinnen der Betroffenen anerkannt werden, sondern im Gegenteil in Opposition zu den eigentlichen Interessen der ‚wirklich‘ Betroffenen gestellt werden. Das Problem der Repräsentation beruht immer auf einer umstrittenen Unterstellung von etwas Gemeinsamem zwischen den Repräsentierten und dem Repräsentanten (vgl. Schäfer 2020: 74). Wird ein Missstand von Nicht-Betroffenen thematisiert, so muss

erstens die eigene Problemdefinition als adäquate herausgestellt werden und zweitens muss diese allgemeine Geltung beanspruchen (vgl. ebd.: 75). Dieser Zwischritt trifft auch auf die Seite der Betroffenen zu. Auch sie müssen sich fortlaufend mit dem Repräsentationsproblem auseinandersetzen und ihre Repräsentationsordnungen neu rechtfertigen. Wenngleich die Betroffene auf eine persönliche Diskriminierungserfahrung verweisen kann und die Annahme zutrifft, dass Erfahrung bereits Erkenntnis beinhaltet, voraussetzt und nach sich zieht, wie etwa Maurer feststellt (vgl. Maurer 1996: 43), so müssen Betroffene eine persönliche Erfahrung und die daraus folgende Erkenntnis universalisieren und vom Persönlichen abstrahieren. Die Authentizität einer Betroffenenposition ist nicht hinreichend für die allgemeine Gültigkeit ihrer Erkenntnis, weil sie stets auf das Partikulare zurückgeworfen wird. Will sie allgemeine Gültigkeit beanspruchen, müsse ein Prozess der Universalisierung stattfinden, der es dann erlaube, mehr als nur sich selbst zu repräsentieren, wie Alfred Schäfer anmerkt (vgl. Schäfer 2020: 79).

Der Begriff der Erfahrung nimmt auch in Bezug auf einen authentischen Standpunkt eine zentrale Rechtfertigungsstellung ein. Susanne Maurer verweist darauf, dass Erfahrung und Erkenntnis in einem interdependenten Verhältnis zueinanderstehen und sie bezeichnet im Anschluss an Oskar Negt Erfahrung als „Produktionsform der Verarbeitung von Realität“ (Maurer 1996: 160). Erfahrungen vermitteln sich dem Individuum durch die Sprache und Kategorien und sind damit immer geprägt von gesellschaftlichen Deutungsmustern. Gleichzeitig können subjektive Erfahrungen aber auch strukturelle Zusammenhänge und Missstände sichtbar machen (vgl. ebd.: 162). Im Anschluss an Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp bezeichnet Maurer letztere Erfahrungen, die das Allgemeine im Einzelnen manifestieren, als „exemplarische Erfahrungen“, die einen Brückenschlag zwischen „subjektivem Erleben und objektiven Verhältnissen“ (ebd.) ermöglichen. Trotzdem bleibt dieser Brückenschlag, wie ich argumentieren möchte, an eine hegemoniale Problemdefinition gebunden und es wird sich zeigen, dass sich die objektiven Verhältnisse, die in der subjektiven Erfahrung erkannt werden, je nach Problemdefinition sehr unterschiedlich darstellen.

Die Debatte um Prostitution bewegt sich im Streit zwischen Positionen, die in der Prostitution entweder eine Form geschlechtsspezifischer Gewalt oder einen Beruf sehen. Die jeweilige Auslegung bringt schließlich zwei verschiedene Betroffenenpositionen hervor. Am Beispiel der Demonstration in Berlin lässt sich dies gut nachvollziehen: Während auf der einen Seite Betroffene von Gewalt und Missbrauch sprechen, die sich selbst häufig als Überlebende bezeichnen und die Gesellschaft für ihr Wegschauen und die Politik für ihre falschen Gesetze kritisieren, wird die andere Seite von Betroffenen besetzt, die sich selbst als Sexarbeitende bezeichnen und die Gesellschaft für die anhaltende Stigmatisierung der Tätigkeit und die Politik für ihre zu restriktiven Gesetze kritisieren. Auf der Demonstration führte diese Gleichzeitigkeit von unterschiedlichen Betroffenheiten zu einem unauflösbaren Konflikt, der scheinbar nur durch den

Verweis der anderen Seite aufzulösen war. Auch auf einer gesellschaftlichen und politischen Ebene lässt sich die Polarisierung in der Debatte um Prostitution nicht über Betroffenenpositionen allein lösen, die das eine oder das andere Deutungsmuster als das ‚richtige‘ rechtfertigen könnten. Denn die Betroffenen teilen keine „abgeschlossene Kultur“ (Lotter 2019: 201) miteinander, sondern teilen manchmal lediglich das Bezugsproblem. Dies stellt die erkenntnistheoretische Begründungsfigur der Authentizität vor ein Problem: Sie taugt nämlich nicht länger als Begründungsfigur, weil sie eine Position nur vordergründig als eine Wahrheitsposition ausweisen kann. Erfahrungen, die das Leben und Wohlergehen eines Menschen in Gefahr bringen, bleiben immer Grenzerfahrungen, unabhängig ihrer gesellschaftlichen Deutungsmuster. Aber im Fall der Prostitution wird klar, dass die Erkenntnis über das Wesen der Prostitution von gesellschaftstheoretischen Annahmen und normativen Setzungen abhängt. Betroffene können aus erkenntnistheoretischer Sicht keine transzendente Position einnehmen, sondern sie und ihre Erfahrungen sind immer schon in die gesellschaftlichen Kontexte und vorhandenen Deutungsmuster eingebettet. Der Betroffenenstatus allein ist nicht hinreichend, um mit diesem eine eigenständige Erkenntnisposition zu konstatieren, denn „[y]our feeling a certain way can never be sufficient grounds for respecting your position, because your feeling can't determine what is significant“ (Taylor 2018 [1991]: 37). Für die feministische Erkenntnistheorie bedeutet dies, eben nicht an den Betroffenenpositionen anzusetzen, sondern gerade die Prozesse zu analysieren, die Deutungsmuster hervorbringen und hegemonial festsetzen. Eine Bewertung dieser Prozesse müsste sich dann wiederum an normativen Vorgaben oder der Parteilichkeit orientieren und fragen, welche Antwort am ehesten der Emanzipation der Frauen dient, wie Seyla Benhabib die Aufgabe feministischer Theoriebildung definiert (vgl. Benhabib 1995: 166).

Die Authentizität eines Standpunktes wird in den aufgeführten Beispielen unterschiedlich hergeleitet. Während bei Collins Authentizität immer nur relational zu den dominierenden Bildern der Herrschenden auftritt und sie den Gedanken an eine ‚natürliche‘ Authentizität verwirft, so konnte entlang aktueller Kontroversen aufgezeigt werden, dass der Authentizitätsbegriff in der feministischen Theorie und Praxis präsent ist und dort zur Legitimation und punktuellen Verabsolutierung einer Erkenntnisposition bzw. einer Wahrheit dient. Entlang der Debatte um trans-Geschlechtlichkeit und das LFT konnte der diskursive Bezug auf eine innere, subjektive Wahrheit herausgearbeitet werden, der als solcher ein objektiver Status zugesprochen wird. Am Beispiel der Debatte um Prostitution wurde die Begründungsfigur der Authentizität in Form der Betroffenenposition erarbeitet. Letztlich gilt für Authentizität wie für Identität, dass unsere subjektiven Erfahrungen gesellschaftlich vermittelt und an eine sozial konstruierte Welt rückgebunden sind (vgl. Berger 1966: 109 ff.). Weder Identität noch Authentizität bieten daher einen ‚gesicherten‘ Ausgangspunkt für eine ‚objektivere‘ Erkenntnis.

Mit welchem Ansatz ließe sich nun aber eine Position als objektiver als eine andere bestimmen? Sandra Harding verfolgt mit ihrem Konzept der „strong objectivity“ die Idee, dass durch das Einbeziehen möglichst vieler unterschiedlicher (unterdrückter) Standpunkte ein ‚objektiverer‘ Blick möglich ist. Diese Idee will sie jedoch nicht als bloße Diversität von Sichtweisen verstanden wissen, sondern es geht ihr um die Identifizierung und Einbeziehung fehlender Perspektiven in den Forschungsprozess (vgl. Harding 2015: 35). Der mangelnde Einbezug fehlender Perspektiven wurde jedoch auch der feministischen Forschung und Bewegung vorgeworfen. Unter dem Stichwort Intersektionalität wird spätestens seit dem Erscheinen von Kimberlé Crenshaws Artikel „Demarginalizing the intersection of race and sex“ 1989 das Zusammenspiel verschiedener Ungleichheitskategorien diskutiert. Das Konzept erfährt seitdem nicht nur eine breite und disziplinübergreifende Rezeption, sondern transportiert explizit wie implizit erkenntnistheoretische Annahmen, die im folgenden Kapitel untersucht werden sollen.

5.3 Intersektionalität

Sabine Hark spricht von einer „Geschichtsvergessenheit“, wenn die Beschäftigung mit der Verschränkung von Unterdrückungsformen, beispielsweise von Sexismus und Rassismus, als neue Entdeckung feministischen Denkens beschrieben wird (vgl. Hark 2013: 388). Schon seit den frühen 80er Jahren hätte es intensive Diskussionen um die Frage gegeben, in welcher Beziehung Sexismus, Rassismus und Klasse als Herrschaftsverhältnisse stehen. Eine Erzählung über die „feministische Genealogie ‚intersektionaler‘ Wissensproduktion“ stehe aber bis heute noch aus, so Hark (vgl. ebd.: 389). Der Begriff der Intersektionalität ist auf seiner „transatlantischen Reise“ (Knapp 2005) breit rezipiert und unterschiedlich interpretiert worden. Daher liegt kein einheitliches Verständnis über den Begriff vor und so wird Intersektionalität an mancher Stelle als „neues Paradigma der Geschlechterforschung“ (vgl. Walgenbach 2011), als „Allgemeinplatz“ (Lutz et al. 2013: 18) oder als „Buzzword“ (Davis 2013) aufgefasst oder gar als Konzept, welches droht selbst zur Ideologie zu werden (vgl. Stögner 2021), kritisiert. Mit dem Erfolgskurs des Begriffs Intersektionalität setzte sich auch ein Narrativ durch, „nach dem die Frauen- und Geschlechterforschung eine Entwicklung vom differenzvergessenen essentialistischen Universalismus hin zu einem differenzsensiblen dekonstruktiven Postfeminismus durchlaufen hat“ (Knapp 2015: 39). Knapp zufolge entwickelte sich diese unreflektierte Erzählung aus dem angloamerikanischen Diskurs des „Post-modernism“ heraus (vgl. ebd.). Kathy Davis wird noch deutlicher in ihrer Kritik am Gebrauch des Intersektionalitätskonzepts: Das Konzept diene WissenschaftlerInnen heute als Signalwort, um ihrem Beitrag Aktualität zu verleihen oder gar einen normativen Standpunkt zu markieren, ohne genau zu erklären, was eigentlich mit dem Konzept im jeweiligen Fall gemeint sei (vgl. Davis 2013: 66). Diese begriffliche Unschärfe hängt wohl auch damit

zusammen, dass dem Begriff in seinem aktuellen Gebrauch eine „Doppelreferenz“ innewohnt, wie Marcus Emmerich und Ulrike Hormel feststellen. Unklar bleibe nämlich, ob es sich um eine „wissenschaftlich begründet[e] Neuorientierung der Geschlechter- und/oder Ungleichheitsforschung handelt oder primär um einen Versuch, politische Artikulationsfähigkeit zu erlangen bzw. zu erhalten“ (Emmerich/Hormel 2013: 230). Was genau Intersektionalität also bezeichnet und wo das Konzept zu verorten ist, ist uneindeutig und umstritten.⁸ Möglicherweise ist es gerade diese Unschärfe, die dem Intersektionalitätskonzept zu seiner Popularität verhalf, weil es sich gut in verschiedene Forschungsdesigns, Formen der Machtkritik sowie in populär(-wissenschaftlich) geführte Debatten einspeisen lässt und die Analyse als komplex rahmen kann, ohne die theoretischen Begründungszusammenhänge offenlegen zu müssen. Intersektionalität, in welcher Auslegung und Funktion auch immer, hat – wenn auch nicht gleich als Paradigma, aber zumindest als einflussreiches und richtungsweisendes Moment – in das feministische Denken Einzug erhalten. Welche Rolle spielt das intersektionale Denken also bei der Konstruktion marginaler Positionen und der Herausbildung eines feministischen (Erkenntnis-)Standpunkts? Nicht zuletzt wirft die Bezugnahme auf das Intersektionalitätskonzept erkenntnistheoretische Fragestellungen mit dem Charakter eines „soziologischen Grundlagenproblems“ (Emmerich/Hormel 2013: 211) auf. Abgrenzend von einem Narrativ, das Intersektionalität als Fortschrittsgeschichte der Geschlechterforschung darstellt, will ich mich vielmehr auf die Frage konzentrieren, ob und wie die Differenzen unter Frauen und die Verschränkung dieser in den in dieser Arbeit vorgestellten Theorien und Ereignissen analytisch eingefangen bzw. verhandelt werden und welche Implikationen dies zum einen für die Konstruktion des Marginalisiertenstatus und zum anderen für die (feministische) Erkenntnistheorie hat. Ich spreche im Folgenden von Intersektionalität im Sinne eines Diskurses, der sich mit der Verschränkung und dem Zusammenspiel von Differenzkategorien innerhalb des feministischen Denkens auseinandersetzt. Ziel ist also nicht zu einem ‚richtigen‘ Verständnis von Intersektionalität zu kommen, sondern die Funktion des Begriffs innerhalb der feministischen Theoriebildung nachzuvollziehen und Veränderungsmomente und Kontinuitäten beschreiben zu können. Die zugespitzte Frage für dieses Kapitel lautet: Intersektionalität – Wozu eigentlich?

5.3.1 Struktur- oder Identitätskategorien?

Auch in den Beiträgen zum Standpunktfeminismus in der Zeitschrift *Signs* wird Intersektionalität – wenn auch nicht immer unter dieser Wortwahl – diskutiert. Susan Hekman stellt eine widersprüchliche Form der Konstruktion von Standpunkten innerhalb der ‚alten‘ Standpunkttheorie

⁸ Eine ausführliche Diskussion über den Intersektionalitätsdiskurs und den analytischen Mehrwert des Konzepts, insbesondere für die Gesellschaftstheorie, findet sich in der Zeitschrift *Erwägen Wissen Ethik*, 2013, 24, 3.

fest: Zum einen würde die geschlechtliche Differenz mit dem Verweis auf den Einfluss dieser Differenz auf das Leben von Frauen und ihr Wissen eingesetzt, um dann aber in einem zweiten Schritt andere Differenzen auszuklammern, um den Standpunkt kohärent zu halten. So würde die eigentliche Pluralität an Standpunkten, die der Standortgebundenheit des Wissens entspringt, übergangen, so Hekman (vgl. Hekman 1997: 349). Würde man nun aber dem Ansatz tatsächlich treu bleiben und alle Differenzen als relevante (Erkenntnis-) Standorte anerkennen, so würde dies zu einer „hopless confusion“ führen, unter der die Argumentation ihre analytische Schärfe verliere, konstatiert Hekman abschließend (vgl. ebd.).

Collins greift Hekmans Kritik auf und merkt ein Missverständnis an, dem Hekman aufzusitzen scheint. Denn die Standpunkttheorie fasse Kategorien, wie *gender*, *race*, *class* oder *sexuality*, weder als Identitätskategorien auf, noch als selbstgewählte Kategorien der Individuen (vgl. Collins 1997: 376). Deshalb geht es Collins bei der Entwicklung ihres Ansatzes „Back Feminist Thought“ auch nicht um die Betrachtung sich verschränkender Identitätskategorien, sondern um die „interlocking nature of oppression“ (Collins 1986: 19). Collins' Analyse ist folglich daran interessiert zu verstehen, wie Formen der Unterdrückung strukturell zusammenwirken bzw. wie sie eine eigene Realität für die aus ihr hervorgehenden Gruppen erzeugen (vgl. Collins 1997: 376). Und gleichzeitig sei rassistischen und sexistischen Ideologien gemein, dass sie die unterdrückten Gruppen als ‚die Anderen‘ konstruieren und diesen ihren Subjektstatus absprächen (vgl. Collins 1986: 18). Die Verschränkung („intersection“) von Dominanzstrukturen, wie Collins sie nennt, zu untersuchen, ermöglicht zum einen die Verbindungen zwischen diesen herauszuarbeiten, anstatt sich auf die Explikation der Charakteristika einzelner Unterdrückungsformen zu konzentrieren. Erst durch das Zusammendenken könne eine „holistic analysis of oppression“ entstehen, mit der die Lebensrealität Schwarzer Frauen beschrieben werden könnte (vgl. ebd.: 20 f.). Zum anderen ermögliche die Entdeckung der Gemeinsamkeiten und Verbindungen von Dominanzstrukturen Solidarität unter Gruppen, weil diese trotz unterschiedlicher Standpunkte erkennen würden, dass das System ihrer Unterdrückung das Gleiche sei (vgl. ebd.: 21). Weil Collins Intersektionalität von der Struktur aus denkt, stellt sich für sie auch nicht das Problem unendlicher Differenzierungsmöglichkeiten. Die gesellschaftliche Struktur zum einen und die sich im Materiellen manifestierende Ungleichheit zum anderen bestimmen die relevanten Kategorien der Analyse. Und letztlich bestimmen sie auch, wo überhaupt die Bildung eines Standpunktes möglich ist. Denn die Artikulation eines gemeinsamen Standpunktes ist ein Instrument der Kritik an genau jenen Ungleichheitsstrukturen und der Ausgangspunkt einer politischen Vision. Dass der Standpunkt also nicht nur theoretischer Natur ist, sondern auch immer eine politische Positionierung bedeutet, bestreitet Collins nicht. Im Gegenteil: Die Standpunkttheorie müsse sich laut Collins nicht nur an ihrem epistemologischen Beitrag messen lassen, sondern auch an ihrer Fähigkeit, Ungerechtigkeit nicht nur zu benennen, sondern diese auch zu überwinden (vgl.

Collins 1997: 381). Collins verwendet die Idee sich verschränkender Unterdrückungsstrukturen folglich in einer „Doppelreferenz“ (Emmerich/Hormel 2013: 213) dem Intersektionalitätsdiskurs attestieren: Intersektionalität ist bei Collins nicht nur ein heuristisches Mittel, sondern auch ein politisches Programm.

Wenngleich Collins die relevanten Analysekategorien aus den strukturell-materiellen Verhältnissen ableitet, so mag Hekmans Einwand der Auswahl relevanter Kategorien bestehen bleiben bzw. es wäre zu klären, ob nicht gerade der Mehrwert eines intersektionalen Ansatzes darin besteht, durch die Hinzunahme anderer Strukturkategorien bisher wenig berücksichtigte Machtverhältnisse aufzudecken. Welche Kategorien neben der Trias *race*, *class*, *gender* noch in eine Analyse aufzunehmen sind, oder was überhaupt unter Kategorien zu verstehen ist (z. B. *membership* oder *identity categories*), ist immer wieder Gegenstand wissenschaftlicher Debatten (vgl. Knapp 2013: 345). Vor dem Hintergrund eines so unsicheren Begriffs wie dem der Intersektionalität, scheint eine abschließende Antwort nicht möglich zu sein. Deshalb wäre eher die Frage zu stellen, zu welchem Problem Intersektionalität die Lösung darstellt. Durch die angesprochene Doppelreferenz des Begriffs, ergeben sich folglich zwei unterschiedlich verortete Problemstellungen, was nicht bedeutet, dass das politische Problem nicht auch in Gestalt eines wissenschaftlichen Problems aufzutauchen vermag. Hekmans' Einwand bezieht sich auf eine erkenntnistheoretische Problemstellung. Wie einleitend bereits angeklungen ist, macht die feministische Standpunkttheorie die Kategorie Frau relevant und behauptet von dort ausgehend ein epistemisches Privileg. Gleichzeitig werden Differenzen innerhalb dieser Kategorie zurückgestellt, weil davon ausgegangen wird, dass sich Gesellschaft über Geschlechtszugehörigkeit ordnet und organisiert und dieses Prinzip zu geteilten Erfahrungsräumen und Platzzuweisungen an die so Klassifizierten führt. Neben dem feministischen Standpunkt kann es folglich auch andere Standpunkte geben, diese stellen aber wiederum einen anderen Zugang zur gesellschaftlichen Wirklichkeit dar. Nun besteht Hekmans Einwand gerade darin, dass sich Kategorien nicht isoliert voneinander betrachten lassen, sondern sich zu einer eigenen Wirklichkeit verschränken, wie auch Collins argumentiert. Dass Hekman auf die theoretisch unmögliche Schließung intersektionaler Analysen verweist, deutet auf einen Wandel im Kategoriegebrauch innerhalb feministischer Erkenntnistheorie hin.

5.3.2 Das Problem der kategorialen Beschränktheit des Wissens

Hekman, aber auch Butler, beziehen sich vor allem auf poststrukturalistische Theorieangebote, vorrangig auf Foucault, wenn sie die Setzung und Schließung von Kategorien als Ausdruck einer machtvollen Handlung lesen. An diesem Punkt scheinen sich die wissenschaftliche und die politische Problemstellung anzunähern. Egal ob durch die feministische Forschung oder Politik, die

Setzung eines Bezugssubjekts ist eine machtvolle Ausgrenzung anderer Subjekte, die der Feminismus eigentlich überwinden wollte. Butler schreibt hierzu:

„Die Identität des feministischen Subjekts darf nicht die Grundlage feministischer Politik bilden, solange die Formation des Subjekts in einem Machtfeld verortet ist, das regelmäßig durch die Setzung dieser Grundlage verschleiert wird.“ (Butler [1991] 2021: 22)

Während die Standpunkttheoretikerinnen Collins, Harding und Hartsock, aber auch Benhabib Kategorien der Ungleichheit in gewisser Weise übernehmen, um von dort ausgehend Emanzipationsprozesse anzusteuern, geht es Autorinnen wie Hekman und Butler um die grundsätzliche Machtförmigkeit der Kategorienbildung. Ob man diese poststrukturalistische Perspektive auf Kategorien nun teilt oder nicht, sie hat zumindest einen Reflexionsprozess im Gebrauch von Kategorien als heuristisches Mittel der feministischen Bewegungen und Forschung angestoßen. Diese Form der Machtkritik scheint sich mit einer bestimmten Auslegung des Konzepts der Intersektionalität verbunden zu haben. Um die Schließung einer Kategorie (zumindest vordergründig) zu umgehen, wird Intersektionalität als geeigneter Ansatz vorgestellt, mit dessen Hilfe sich Schließungen, die eine Analyse der komplexen Machtverhältnisse verhindern würden, umgehen lassen. So schreibt Melanie Behrens etwa: „Einigkeit besteht darin, dass die Kategorisierungen Ethnizität, Geschlecht und Klasse [...] in jedem Fall berücksichtigt werden sollten“ (Behrens 2021: 28). Nach dem Motto ‚viel hilft viel‘ wird losgelöst von dem individuellen Forschungsinteresse der Einbezug möglichst vieler Kategorien, die sich, das wird als gesichert vorausgesetzt, irgendwie miteinander verschränken, vorausgesetzt. Es sollen Modelle für verschiedene Unterdrückungsformen entwickelt werden, „mit denen sich die alltäglichen komplexen Machtverhältnisse in ihren Spezifika sichtbar und damit anerkenntbar machen lassen, um Handlungsfähigkeit zu erlangen und die Verhältnisse zu verändern“ (ebd.: 26). Oder der Intersektionalitätsansatz wird als Machtkritik verstanden, „die die Inklusion aller Marginalisierten ermöglicht“ und „individuelle und Gruppenidentitäten anerkennt[t]“ (Kaschuba et al. 2020). Intersektionalität ist eine Machtkritik, die nicht nur analytische Komplexität verspricht, sondern gleichzeitig auf der politisch richtigen Seite steht, weil sie allen Identitäten gegenüber anerkenntend ist.

Diese Annäherung zwischen der wissenschaftlichen Bemühung Gesellschaft in ihrer Komplexität zu erfassen und der normativ geleiteten Absicht Marginalisierte und ihre Identitäten anzuerkennen, mündet schließlich in einer (erkenntnistheoretischen) Sackgasse, in der das Konzept der Intersektionalität redundant wird und in seiner Letztbegründung normativ-politisch bleibt, insofern die Kategorien der Ungleichheit nur herrschaftskritisch abgeleitet werden können (vgl. Emmerich/Hormel 2013: 226). Was genau unter Machtverhältnissen verstanden wird und welches Machtverständnis zugrunde gelegt wird, bleibt in diesen Beiträgen ebenso im Dunkeln wie die Frage, welchen erkenntnistheoretischen Mehrwert die immergleiche Feststellung der Machtasymmetrie eigentlich hat. Dass Machtverhältnisse vorhanden sind, wird dabei als

empirische Tatsache vorausgesetzt. Es scheint, als würde ein normativ-politischer Wert eingesetzt, um über das eigentliche Begründungsproblem der Auswahl bestimmter Kategorien hinwegzuheben. Tove Soiland umreißt diese Verschiebung treffend, wenn sie schreibt:

„[I]ndem nunmehr die Befreiung aus Kategorien als das eigentliche Ziel erscheint, wie wenn Kategorien die Ursache der Machtrelation wären und nicht ein Mittel, um ihr zu begegnen, so wirft dies wiederum die Frage auf, was jeweils mit Kategorien gemeint sei.“ (Soiland 2008)

Würden Kategorien als mit der hegemonialen Ordnung zusammenfallend aufgefasst werden, so könnten diese Kategorien auch nicht mehr als Instrument für eine Aufklärung der Struktur dieser Ordnung herangezogen werden, so Soiland weiter (vgl. Soiland 2008). Verstrickt in die hegemoniale Ordnung sind dann wiederum auch die WissenschaftlerInnen selbst. Gepaart mit dieser Form der Machtkritik manövrieren sich intersektionale Ansätze in eine Situation, in der es im Bewusstsein der Machtförmigkeit von Standpunkten, um die Aufdeckung und Reflexion der Standpunkte der AutorInnen selbst geht. Behrens fordert in diesem Sinne bspw. eine „Offenheit, das eigene situierte Wissen kritisch zu hinterfragen“ (Behrens 2021: 74). Urmila Goel sieht in der Intersektionalität einen Anreiz zum selbst-reflexiven Forschen, weil Intersektionalität mit einer Haltung einhergeht „die eigenen Beschränkungen wahrzunehmen und damit umzugehen“ (Goel 2020: 7). Hark und Villa fordern gar ein „horizontales Denken, auf Augenhöhe mit den Anderen – die nicht nur das Recht darauf haben, dass wir ihnen zuhören, wenn sie diese Andersheit ausbuchstabieren, sie zurückweisen oder sie relativieren, sondern auch, dass wir von ihrer Andersheit affiziert und verändert werden“ (Hark/Villa 2017: 123). Dieses Denken der Differenz impliziere eine Haltung, die epistemisch sowie politisch sei, folgern die beiden Soziologinnen (vgl. ebd.). Dass die Zugehörigkeit zu Kategorien den eigenen Erfahrungshorizont beschränkt und gar verhindert, die Perspektive anders Kategorisierter nachvollziehen zu können, trat eindrücklich in der Diskussion um Amanda Gorman's Übersetzung hervor. Es reichte nicht aus, dass Gorman von einer Person übersetzt wurde, die eine Zugehörigkeit mit ihr teilte. Gorman als Person mit verschiedenen Zugehörigkeiten sollte in der Übersetzung möglichst adäquat gespiegelt werden. Vor dem Hintergrund der hier besprochenen Fallstricke des Intersektionalitätskonzepts scheint diese Forderung politisch zwar nachvollziehbar aber theoretisch fraglich zu sein. Denn Gorman ist ja weitaus mehr als eine Schwarze Frau und wie viel Einfluss ihre Zugehörigkeiten tatsächlich auf das Gedicht nahmen, ist kaum nachprüfbar. Theoretisch ist eine solche Forderung also nur schwer haltbar, auch weil sich politische und wissenschaftliche Kategorisierungen „paradigmatisch“ [Herv. i. O.] hinsichtlich der Logik ihres Sinns“ (Emmerich/Hormel 2013: 235) unterscheiden. Dies wird jedoch zugunsten einer Forschung, die politisch auf der richtigen Seite stehen will, vernachlässigt. Dass die Besetzung des Intersektionalitätsdiskurses durch eine Geschlechterforschung, die bzgl. ihres Personals mehrheitlich doch immer noch sehr homogen aufgestellt ist und die den Einsatz des Konzepts als Mittel, die eigene wissenschaftliche Analyse herrschaftskritisch und reflektiert erscheinen zu lassen, nutzt, stößt mittlerweile gerade dort auf Kritik, wo

dem Intersektionalitätskonzept im gängigen Narrativ sein Ursprung zugeschrieben wird. Nämlich unter Schwarzen TheoretikerInnen und Subalternen. Jennifer Nash kritisiert einen Gebrauch der Intersektionalität, der darauf zielt, vorrangig weiß-dominierte Diskurse zu verdecken (vgl. Nash 2019: 44). Auch Patricia Hill Collins verweist in einer jungen Publikation zu Intersektionalität auf die Etablierung eines westlichen Narrativs über die Ursprünge der Intersektionalität (vgl. Collins 2019: 123). Ina Kerner wiederum beschreibt ihre Begegnung mit der pakistanischen Feministin und Intellektuellen Farzana Bari, die sie zum selbstkritischen Blick auf die eigenen Annahmen über Intersektionalität angeregt habe und Kerner in der Folge über einen „feministischen Provenzialismus“ (Kerner 2020) nachdenken lässt. Dieser beschreibt einen Effekt des Intersektionalitätsdiskurses, der zum Rückzug westlicher feministischer AktivistInnen aus transatlantischen Engagements geführt habe, aufgrund der Annahme, dieses stehe unter imperialen Vorzeichen (vgl. Kerner 2020: 78, 81). Für Farzana Bari käme dies einer Art Entsolidarisierung und einem Ende der Forderung nach globaler Geschlechtergerechtigkeit gleich, wie Kerner ausführt (vgl. ebd.).

Die Verbindung einer bestimmten Form der Machtkritik mit dem Intersektionalitätskonzept markiert eine Verschiebung im Erkenntnisinteresse: Indem Intersektionalität in Kategorien der Macht und Identität operiert und die Verschränkung dergleichen im Vordergrund steht, wird nicht nur „die Rolle der von Sexismus und Rassismus Betroffenen überbetont, während die Rolle derer, die rassistisch und sexistisch agieren [...] außen vor bleibt“, wie etwa Stögner anmerkt (Stögner 2021: 441), sondern auch strukturelle Missstände werden zum Problem der Differenz unter Frauen verklärt, die diese unter sich auszuhandeln hätten, so Soiland (vgl. Soiland 2008). Weil die Differenzen, die sich auf der Mikroebene ergeben unendlich sind, ist „vor lauter Differenz-Bäumen der Wald der Strukturen nicht richtig zu sehen“ (Klinger 2012).

6. Erkenntnis durch Marginalisierung: Zur möglichen Zukunft feministischer Erkenntnistheorie

Feministische Erkenntnistheorie schien zu Beginn ein „fragwürdiges Projekt“ zu sein, weil es einer „sozialpolitischen Motivation“ entsprungen war und so einer „positivistischen Auffassung einer erkenntnistheoretischen Begründung“ widersprach, wie Waltraud Ernst feststellt (Ernst 1999: 22). Von Anbeginn war das Projekt mit der Hoffnung verbunden, eine „intellektuell[e] Kultur [zu schaffen, A. d. V.], die Frauen nicht mehr marginalisiert oder ausschließt“ (List 1993: 20). Der Marginalisiertenstatus wurde zu einer (privilegierten) Erkenntnisposition und zu einem kritischen Standpunkt, der die blinden Flecken bisheriger Erkenntnistheorien und die bewusst verdunkelten gesellschaftlichen Verhältnisse aufzudecken versprach. Und in der Tat setzte die feministische Erkenntnistheorie einen Meilenstein im Nachdenken über den Zusammenhang von

Situiertheit und Wissen und übte eine weitreichende Wissenschafts- und Erkenntniskritik (vgl. Aulenbacher/Riegraf 2012: 10). In dieser Arbeit sollte dem Zusammenhang von Marginalisierung und Erkenntnis in der feministischen Theorie nachgespürt werden. Ziel war es, die Figur der Marginalisierten als grundlegende theoretische Konstruktion der feministischen Erkenntnistheorie herauszuarbeiten und die häufig impliziert mitlaufenden Annahmen über diese Position zu reflektieren sowie deren Begründungszusammenhänge für einen eigenständigen Standpunkt der Erkenntnis und Kritik zu ergründen. Geleitet war die Arbeit von der Annahme, dass sich bezüglich dieser Aspekte Kontinuitäten und Verschiebungen beobachten lassen, die durch Prozesse der Selbstreflexion, dem Einfluss neuer Theorieschulen sowie eines gewandelten Verhältnisses zwischen feministischer Politik und Forschung hervorgerufen wurden. Als Basis für dieses Unterfangen habe ich zwei Diskussionen eingebracht anhand derer sich meiner Meinung nach Momente theoretischer Verschiebungen in der feministischen (Erkenntnis-)Theorie gut nachvollziehen lassen. Zum einen habe ich die in der Zeitschrift *Signs* (1997) dokumentierte Debatte um die Aktualität des Standpunktfeminismus gewählt, in der die Vertreterinnen der ‚alten‘ Standpunkttheorie Nancy Hartsock, Patricia Hill Collins und Sandra Harding auf Susan Hekmans postmodern/poststrukturalistisch inspirierte Kritik antworten und den Versuch einer Verteidigung des feministischen Standpunktes unternehmen. Die Debatte markiert für mein Dafürhalten eindrucksvoll, wie marxistische Konzepte an Einfluss innerhalb der feministischen Theoriebildung verloren haben. In die Kritik geriet folglich die Prämisse, dass der Standpunkt der Marginalisierten ein epistemologisch privilegierter sei. Der feministische Standpunkt übersehe dabei andere Differenz und gebe sich somit Universalisierungs- und Homogenisierungstendenzen hin, die er selbst an der patriarchal geprägten Gesellschaft kritisiert und als Partikularismen entlarvt. Dass die Antworten von Hartsock, Collins und Harding in ihren Beiträgen den Zusammenhang feministischer Politik und Forschung und die Verantwortung der feministischen Theorie für die Emanzipationsbestrebungen von Frauen stark machen, deutet darauf hin, dass gerade die ‚alten‘ Standpunkttheorien kaum zwischen einem wissenschaftlichen und politischen Feminismus unterscheiden. Sie argumentieren parteilich und verweisen auf die realen Lebensbedingungen von Frauen, um ihre theoretischen Setzungen zu begründen. Bemüht wird immer wieder die Figur, die Collins treffend als „outsider within“ beschrieben hat. Frauen sind zwar Teil einer Gesellschaft, aber sie sind gleichzeitig in dieser auf marginalisierte Positionen verbannt. Nancy Hartsock begründet ihre Standpunkttheorie mit einem feministischen Materialismus, der in der „sexual labor division“ das eigentliche Strukturprinzip des Kapitalismus erkannte und Frauen, die ein Bewusstsein darüber entwickelten, also einen feministischen Standpunkt bildeten, eine privilegierte Erkenntnisposition zuschrieb. Patricia Hill Collins versuchte den feministischen Standpunkt um den Aspekt von *race* zu erweitern. Auch sie begründet den „Black women’s standpoint“ über geteilte Erfahrungsräume, die sich aus materialisierten Ungleichheitsstrukturen

ergeben würden. Mit dem Konzept „Black feminist thought“ beschrieb Collins eine Erkenntnisposition, die das Leben von Schwarzen Frauen nicht nur adäquat beschreiben sollte, sondern ihr ging es auch darum, Schwarzen Frauen ihren Subjektstatus zurückzugeben, indem sich diese ihren Standpunkt durch „Self-Definition“ und „Self-Valuation“ aneignen. Sandra Harding folgte in ihren Überlegungen zum feministischen Standpunkt der marxischen Argumentation und konzentriert sich dann auf die Frage, mit welchem Objektivitätsverständnis die feministische Erkenntnistheorie arbeiten sollte, um nicht aufgrund der Einsicht des situierten Wissens in einen Bedeutungsrelativismus zu verfallen. Hierzu entwarf sie das Konzept der „strong objectivity“, welches einen ‚objektiveren‘ Blick auf die Wirklichkeit ermöglichen sollte, indem bisher unsichtbare Positionen gehört werden und der eigene Standpunkt durch diese hindurch reflektiert werden könnte.

Die feministische Debatte erfuhr spätestens mit dem Erscheinen von Judith Butlers Buch *Gender Trouble* eine neue Wendung, insofern es nicht mehr darum ging, einen feministischen Standpunkt als marginalisiert und epistemologisch privilegiert zu rechtfertigen. Statt einer epistemischen Kritik an der Wissenschaft oder anderen Erkenntnisstandpunkten, zielte Butler auf die ontologische Ebene des Feminismus, insofern sie die Konstruktionsbedingungen der Kategorie Frau und ihre Annahme als selbstverständliches Bezugssubjekt des Feminismus hinterfragte. Dass sich die Frage des Geschlechts nicht länger ‚einfach‘ über die Biologie klären ließ, nachdem Butler auch der scheinbar unverrückbaren Geschlechtsnatur den natürlichen Boden entzog und ebenfalls als kulturelles Produkt rahmte, führte zu einer intensiven Auseinandersetzung der feministischen Forschung mit der Frage, wie sich Geschlecht bzw. Frauen sozialwissenschaftlich weiter als analytische Kategorie, aber auch als politisches Bezugssubjekt rechtfertigen ließen. Exemplarisch habe ich zur Verdeutlichung drei Autorinnen ausgewählt, die sich mit Butler in kritischer Weise auseinandergesetzt haben und eine Antwort auf die Frage nach dem Geschlecht zu finden versuchten. Andrea Maihofer, Iris Marion Young und Seyla Benhabib antworten auf verschiedene Weise auf Butlers Einwände. Sie verbindet jedoch das Argument, dass Geschlecht trotz seiner sozialen Konstruiertheit eine Realität erzeugt, die theoretisch versucht werden muss eingefangen zu werden, sofern die Geschlechterforschung weiterhin Gesellschaft und ihre Formen der Vergeschlechtlichung verstehen und der Feminismus zur Emanzipation der Frauen beitragen will. Maihofer bezeichnet Geschlecht folglich als Existenzweise und schlägt eine Geschlechterkonzeption vor, die zwischen den Dualismen der Moderne vermittelt. Sie will nicht nur die Fiktion der Realität betont wissen, sondern auch die Realität der Fiktion. Die Geschlechterdifferenz manifestiert sich ihr zufolge nach wie vor in materialistischer Weise und rechtfertigt damit Geschlecht und auch Frauen weiterhin zum Ausgangspunkt feministischer Analysen zu machen. Young übersetzt Sartres Idee der Serialität und versteht Frauen als serielles Kollektiv. Hierzu unterscheidet sie die Mitgliedschaft in einem Kollektiv scharf von der Identifikation mit

einer Gruppe. Während in einer Gruppe ein Selbst-Bewusstsein der Mitglieder besteht und gemeinsame Ziele formuliert werden, dient die Beschreibung der Kategorie Frau als serielles Kollektiv dazu, sich auf eine serielle Realität, also Frauen über ihre geteilten Praktiken und Bezugsobjekte zu beschreiben, die ihnen als Serialisierte zukommen. Benhabib unterstreicht die Relevanz einer engen Verknüpfung von Theorie und Politik, sofern der Feminismus nicht beliebig werden und das Potential der Gesellschaftskritik einbüßen will. Sie verweist auf die Bedeutung der Beibehaltung eines Subjektverständnisses, welches Subjekte auch noch als handelnde Akteure zulässt, statt sie zum bloßen Produkt von Diskursen zu verkürzen. Benhabib skizziert den Feminismus als kritische Theorie, die somit unausweichlich mit Normativität einhergeht. Während die theoretische Auseinandersetzung um die Standpunkttheorie um die Frage kreiste, ob der feministische Standpunkt tatsächlich über ein epistemisches Privileg verfügt, adressiert die durch Butler angestoßene Debatte die grundsätzlichere Frage, ob der theoretische Bezug auf jedwede Kategorie nicht genau das Gegenteil von dem hervorbringe, was eigentlich überwunden werden sollte und ob die feministische Forschung sich durch ihre Vorgehensweise am Ausschluss anderer Identitäten beteilige. Statt von Kategorien aus zu denken, forderte Butler über Kategorien, deren Konstruktionslogik und ihre Verstrickung in Machtverhältnisse nachzudenken. Feministische Erkenntnis, die über eine Standpunktlogik argumentierte, verlor mit dieser Kritik ihre ‚Unschuld‘ und auch ihre scheinbar natürliche Eigenschaft zur Emanzipation beizutragen, weil sie selbst nach den gleichen Mustern zu operieren schien, die sie kritisierte.

Um die Verschiebungen und Kontinuitäten innerhalb feministischer Erkenntnistheorie präziser herausarbeiten zu können und zu verstehen, mit welchen theoretischen Konzepten die Figur der Marginalisierten, das epistemische Privileg und Geschlecht als Erkenntniskategorie gefasst und verortet werden, habe ich mich auf drei Aspekte konzentriert, die für mein Dafürhalten die vorgestellten Diskussionen begleiten und anhand derer sich theoretische Konstanten, Neuinterpretationen, Fokusverschiebungen in der Analyse und Wandlungsprozesse bzgl. des Gegenstands der Kritik nachzeichnen lassen. Eingeflochten habe ich hierzu die Beispiele aktueller Kontroversen aus dem feministischen Diskursraum, um zu verdeutlichen, dass sich theoretische Denkfiguren auch in der Argumentation feministischer Praxis wiederfinden lassen.

Im Kapitel zu Identität konnte gezeigt werden, dass sich der Begründungszusammenhang eines Marginalisiertenstatus durch den Einfluss postmoderner Ansätze von der gesellschaftlichen Struktur und Kategorien der Ungleichheit hin zur Annahme pluraler Identitäten und der Problematisierung der Marginalisierung abweichender Identitäten verschob. Patricia Hill Collins betonte, dass es sich bei Kategorien, wie *gender* oder *race* um Kategorien sozialer Ungleichheit handelt und diese gar dazu dienen, Menschen, wie bspw. Schwarzen Frauen, ihren Subjektstatus gänzlich zu verwehren. Gleichzeitig sind es aber auch genau jene Kategorien, von denen aus Erkenntnis generiert und Emanzipationsprozesse durch eine Bewusstseinsbildung in

Gang gesetzt werden können. Die Ambivalenz von Strukturkategorien als Kategorien der Unterdrückung und Emanzipation zugleich, wohnt allen vorgestellten ‚alten‘ Standpunkttheorien inne und wird von diesen durchaus auch bewusst gehalten. Der Begriff der Identität erhält dabei höchstens Relevanz im Kontext der Ausbildung einer kollektiven Identität als Basis emanzipatorischer Bestrebungen. Eine Vitalisierung und Zentrierung erfährt der Begriff erst durch postmoderne Ansätze, die Identität in einer ebenso ambivalenten Weise gebrauchen. Der feministischen Theorie wird einerseits eine unzulässige Universalisierung einer weiblichen Identität durch die Setzung der Frau als Bezugssubjekt vorgeworfen und andererseits wird Marginalität nicht mehr aus Strukturen sozialer Ungleichheit hergeleitet, sondern über den Ausschluss von Identitäten, die sich nicht in das binäre Geschlechtmuster und die Zwangsheterosexualität einpassen lassen bzw. können. Damit verschob sich auch das Problemverständnis der feministischen Theorie: Während bei den vorgestellten Standpunkttheoretikerinnen noch die materialisierten Ungleichheitsstrukturen und die epistemologische Unsichtbarkeit als Probleme definiert wurden, besteht das Problem bei Butlers Überlegungen in der Zweigeschlechtlichkeit und ihrer Verknüpfung zur Heterosexualität in Form von Normen und Zwängen. Überwunden werden soll daher nicht nur eine materialistische und epistemologische Ungerechtigkeit, sondern das herrschende binäre Geschlechtersystem als solches, mitsamt der falschen Annahme des *sex* als natürlicher geschlechtlicher Zuweisung. Soiland hat diese Wendung als „Deontologisierung“ (Soiland 2011: 24) und Casale als „Kulturalisierung“ (Casale 2014b) des Geschlechts bezeichnet. Paradoxerweise führt gerade die Kontingenzsetzung des Geschlechts zu einem neuen Konformitätsdruck. Während die Standpunkttheoretikerinnen eine De-Identifizierung mit den Positionszuweisungen als Frau fordern und durch eine Subjektwerdung als Frau zu einem kritischen Standpunkt gelangen wollen, scheint es, als würde gerade das postmoderne feministische Denken eine Passung zwischen Identitäts- und Strukturkategorie einfordern bzw. Strukturkategorien nur noch in Form von Identitätskategorien kennen. Butler will den Konformitätsdruck lösen, indem sie die „definitorische Unvollständigkeit der Kategorie“ (Butler 2021 [1991]: 35) fordert, jedoch entgeht dadurch, dass Strukturkategorien diese Eigenschaft gerade nicht aufweisen. Strukturkategorien sind geschlossen und verändern sich zunächst auch nicht durch eine bloße De-Identifikation Einzelner. So können postmoderne Konzeptionen des Geschlechts zwar auf die potentielle Machtförmigkeit der Konstruktion einer Kategorie und ihre systematische Unvollständigkeit verweisen, allerdings gelangt die feministische Kritik nicht über diese immer gleiche Feststellung hinaus, weil ihr gerade ein Bezugssubjekt fehlt, an dessen realen Lebensbedingungen sich die Kritik orientieren könnte und sie die Institutionalisierung der Geschlechterdifferenz als Prinzip sozialer Reproduktion verkennt.

Mit der Kritik an den Wahrheitsregimen der etablierten Wissenschaften und an einem positivistischen Objektivitätsverständnis relativierten Frauenforscherinnen zunächst den

Anspruch der Wissenschaft eine universell gültige Erkenntnis vorbringen zu können. Diese Kritik stellte die feministische Erkenntnistheorie vor die Herausforderung ihren eigenen Aussagen über die eigene Partikularität hinaus Geltung zu verschaffen. Zur Rechtfertigung eines Wahrheits- und Objektivitätsanspruchs feministischer Erkenntnistheorie habe ich auf den Begriff der Authentizität verwiesen. Dieser wird in Diskussionen nicht nur als Letztbegründung angeführt, sondern scheint die Empirie zu ersetzen und tout court wahr zu sein. Ich habe zwei Spielarten vorgestellt, in denen sich dieser Begründungszusammenhang in der feministischen Debatte zeigt: Für die ‚alten‘ Standpunkttheorien wurde hierzu festgestellt, dass diese mit zwei Wirklichkeitsebenen arbeiten. Gerade Collins und Hartsock beschreiben die Wirklichkeit als ideologisch oder durch Dominanzverhältnisse verzerrt, sodass das Erkennen der tatsächlichen Wirklichkeit hinter dieser über die Bewusstwerdung der eigenen Position und einer Selbst-Aneignung dieser erst möglich wird. Es konnte jedoch aufgezeigt werden, dass diese Wirklichkeitskonzeption zwar als heuristisches Mittel dienen kann, hegemoniale Wirklichkeitsannahmen zu hinterfragen, aber die objektive Wirklichkeit nicht authentisch repräsentierbar ist. Denn eine Repräsentation vermittelt sich durch ein Medium wie Sprache und so bleibt ein direkter Zugriff auf Wirklichkeit erkenntnistheoretisch unmöglich. In einem zweiten Schritt habe ich dann zwei Spielarten des Versuchs Objektivität über subjektive Wirklichkeiten herzuleiten, dargestellt. Anhand der Debatte um Transgeschlechtlichkeit wurde unter Einbeziehung Rogers Brubakers Überlegungen auf eine neue Form der Essentialisierung von Wahrheit verwiesen. Die Objektivität eines authentischen Selbst wird dabei über die Renaturalisierung der gefühlten Geschlechtsidentität bei gleichzeitiger De-Naturalisierung der Kongruenz zwischen dem Geschlechtskörper und der Geschlechtsidentität hergeleitet. Indem die Selbst-Definition und die Wahlmöglichkeit bzgl. der Geschlechtsidentität konstatiert wird, wird die Sozialität von Identität umgangen und als authentischer Ausdruck des Selbst beschrieben, welcher objektive Gültigkeit besitzt. Der Identität kommt in der feministischen Theorie eine immer größere Bedeutung zu und sie markiert nicht nur einen Marginalisiertenstatus, sondern fungiert in Kopplung mit der Authentizität als Begründungszusammenhang von Wahrheitsaussagen. Die innere Wahrheit eines Subjekts erlangt einen objektiven Erkenntnisstatus. Vorausgesetzt wird dabei, dass die Identität dem Sozialen vorausgeht.

Eine andere Spielart der Authentizität als Begründungszusammenhang wurde entlang der Debatte um Prostitution dargestellt. Hier bildet Betroffenheit eine legitime und wahre Erkenntnis- und Sprechposition. Dass jedoch auch die Betroffenheit keine hinreichende Begründung eines privilegierten Erkenntniszugangs bildet, wurde mit dem Verweis auf die Problemkonstruktion und die Repräsentationslogik verdeutlicht. Die Konstruktion einer betroffenen Position ist stark von der vorausgehenden Problemdefinition abhängig. Diese ist wiederum Produkt sozialer Deutungskämpfe, die in diesem Sinne nicht objektiv sind. Was von der Betroffenenposition

aus erkannt und kritisiert wird, steht folglich immer in einem Abhängigkeitsverhältnis zu der vorangegangenen Problemdefinition. Gleichzeitig markiert die Betroffenenposition immer ein subjektives Erleben, welches zwar ein authentisches Sprechen im Sinne „ich habe es selbst erlebt“ ermöglicht, aber welches eben auch universalisiert werden muss, wenn von dort aus Erkenntnis, die über das Partikulare hinausweisen soll, generiert wird. In diesem Moment repräsentiert die Betroffenenposition einen ganzen Problemzusammenhang, der dann nicht mehr als subjektives Erleben erscheint, sondern als objektive Aussage über Wirklichkeit. Unterschiedliche oder konkurrierende Problemdefinitionen, wie im Fall der Prostitution, bilden wiederum andere Betroffenenpositionen aus, die sich nicht repräsentiert fühlen und zu einer anderen Erkenntnis über den Gegenstand gelangen.

Abschließend habe ich den Aspekt der Intersektionalität in den gegebenen Beispielen beleuchtet. Dabei wurde festgestellt, dass es sich beim Konzept der Intersektionalität nicht um eine postmoderne Entdeckung handelt, sondern der Gedanke, Kategorien in ihrer Verschränkung zu denken, sich auch in den ‚alten‘ Standpunkttheorien findet. Die Verschiebung, die bzgl. Intersektionalität in der feministischen Theoriebildung zu beobachten ist, bezieht sich vielmehr auf den Einsatz des Konzepts zur Erkenntnisgenerierung. Während Patricia Hill Collins die Kategorien *gender*, *race* und *class* als Ungleichheitskategorien auffasst und die Analyse der Verschränkung von Kategorien ein besseres Verständnis über die Logik der Unterdrückung verspricht, fällt Intersektionalität in postmodern inspirierten Theorien mit einer Machtkritik zusammen, die nicht nur die Schließung von Kategorien als macht- und damit tendenziell gewaltvoll ansieht, sondern auch auf die epistemologische Beschränkung einzelner Perspektiven durch ihre jeweilige Situierung verweist. Wenngleich die Kritik postmoderner Ansätze an dem ambivalenten Gebrauch der Differenz in den ‚alten‘ Standpunkttheorien auf eine Begründungslücke deutet und der Blick auf die Differenzen unter Frauen sich durchaus produktiv auf die Theorieentwicklung auswirkte, kann für den Gebrauch der Intersektionalität als Machtkritik ebenfalls eine Begründungslücke festgestellt werden. Diese Lücke ergibt sich zum einen aus einem implizit bleibenden Machtverständnis, welches bestimmte Machtstrukturen und -hierarchien als empirische Tatsache annimmt ohne deren Spezifik herauszuarbeiten und zum anderen werden die relevanten Kategorien ausschließlich herrschaftskritisch abgeleitet. Das eigentlich vorhandene epistemologische Problem wird kaschiert, indem eine normativ-politische Begründungsfigur gewählt wird, die schlussendlich auch die Autorinnen selbst auffordert, sich ihre eigene Positionierung machtkritisch zu vergegenwärtigen, um die eigene Beschränktheit als Erkenntnissubjekt transparent zu machen. In dieser postmodernen Wendung hat das Konzept der Intersektionalität neben einer berechtigten Form der Machtkritik an kategorialen Schließungen, auch in eine epistemologische Sackgasse geführt, weil Kategorien erstens an sich zum Problem erklärt werden und die immer feingliedrigere Analyse von Differenzen in einer Individualisierung mündet

und zweitens, weil sie identitäts- statt strukturlogisch ausgelegt werden. So gewendete intersektionale Analysen können Gesellschaft folglich auch nur als Machtstruktur und Subjekte nur noch als Subjektivierte fassen. Auch die ‚alten‘ Standpunkttheorien verstanden sich als machtkritisch. Jedoch bezog sich diese Machtkritik auf die ideologische Legitimierung von Unterdrückung und eine sich im Materiellen manifestierende Ungleichheitsstruktur. Die Logik dieses Unterdrückungszusammenhangs sowie die Kritik an der androzentristischen Norm bildeten das Erkenntnisinteresse. Die postmoderne feministische Theorie erkennt in jeder Beziehung eine Machtbeziehung und kann schlussendlich doch nichts über ihre jeweilige Spezifik aussagen, weil ihr ein Begriff der Macht fehlt, der über eine oberflächliche Hierarchisierung sozialer Kategorie hinausgeht.

Mit dieser Arbeit hoffe ich, die Verschiebungen und Kontinuitäten innerhalb feministischer Erkenntnistheorie dargestellt zu haben. Marginalisierung wird wohl auch in Zukunft eine wichtige Theoriefigur kritischer feministischer Erkenntnistheorie bleiben. Allerdings bedarf sie weiterhin eines Begründungszusammenhangs, der sie als Erkenntnisposition legitimieren kann bzw. über den ein anderer analytischer Zugang zur Wirklichkeit erschlossen werden kann. Von einer Erkenntnis der Marginalisierten zu sprechen, würde implizieren, dass nur die tatsächlich Marginalisierten zu einer bestimmten Erkenntnis gelangen können. Ich würde hingegen von Erkenntnis *durch* Marginalisierung sprechen. Hierbei wäre Erkenntnis nicht an Personen oder Gruppen gebunden, sondern würde als reflexive AnalyseEinstellung neue Beobachtungsebenen einziehen und bisherige Erkenntnismuster durchkreuzen. Eine solche Erkenntnisposition wäre dann potentiell von jedem und jeder einnehmbar. Es ginge darum, eine marginale Perspektive zu vertreten, mit der etablierte Erkenntnisordnungen auf ihre Grundannahmen hin kritisch durchleuchtet werden können. Doch um zu bestimmen, was eine solche marginale Perspektive sein kann, muss der jeweilige Kontext einbezogen werden bzw. bedarf es einer vorausgehenden Analyse der Verhältnisse und ihrer Logik der Marginalisierung. An diesem Punkt besteht meiner Meinung nach auch eine der größten gegenwärtigen Herausforderungen feministischer (Erkenntnis-)Theorie – nämlich die, gesellschaftstheoretisch relevant zu bleiben. Hierzu ist eine stärkere Arbeit an Begriffen notwendig und eine Explikation gesellschaftstheoretischer Annahmen innerhalb feministischer Theorien. Was ist gemeint, wenn von Frauen oder Frauen* gesprochen wird? Welche theoretischen Begründungen können hierzu angebracht werden, außer der Verweis auf normative oder politische Verpflichtungen? Was wird im jeweiligen Fall unter Kategorien, was unter Macht, was unter Repräsentation verstanden? Nur wenn Antworten auf diese Fragen gegeben werden können, kann die feministische Theorie Erkenntnisse gesellschaftstheoretischer Relevanz hervorbringen. Wenn die feministische Theorie versucht, ihre Grundlagen ausschließlich mit dem Instrumentarium feministischer Theorie auszuarbeiten, wird dies nicht gelingen, weil sie immer wieder auf die eigenen Leerstellen und

Begründungsprobleme stoßen wird. Die Arbeit an Begriffen und die Ausarbeitung von Konzepten sollte sich an Gesellschaftstheorien mit hohem Abstraktionsgrad orientieren. Ich möchte hierzu abschließend ein Beispiel anbringen und aufzeigen, welche theoretischen und begrifflichen Schärfungen entlang einer solchen Orientierung gelingen können.

6.1 Ernesto Laclau und das Verhältnis von Universalität und Partikularität

Der Vergleich der feministischen Theorieansätze hat in dieser Arbeit immer wieder auf das besondere Verhältnis von Partikularität und Universalität verwiesen. Ich habe das Verhältnis jedoch keiner gesonderten Betrachtung unterzogen, möchte es nun aber heranziehen, um die Bedeutung gesellschaftstheoretischer Begriffsarbeit in der feministischen Erkenntnistheorie wieder stärker zu fokussieren. In den ‚alten‘ Standpunkttheorien wird der männlich konnotierte Universalismus vom partikular aufgefassten feministischen Standpunkt aus kritisiert. Gleichzeitig universalisiert sich der feministische Standpunkt, indem er beginnt eine Repräsentationsfunktion zu übernehmen und seiner Kritik über die partikularen Grenzen hinweg Bedeutung zuzuschreiben. Das Marginalisierte markiert dabei das Partikulare, welches vom Rand her das hegemoniale, fälschlicherweise als universell bezeichnete, Zentrum in Frage stellt. Gleichzeitig verlangt auch das Partikulare nach einer Repräsentation und damit nach Äquivalenzannahmen über die einzelnen Teile. In der Standpunkttheorie werden dies aus der Unterstellung gemeinsamer Erfahrungen oder einer geteilten Unterdrückung abgeleitet. Die postmoderne Kritik hingegen beginnt die Möglichkeit des Universellen anzuzweifeln und verweist auf die Unmöglichkeit der Repräsentation, insofern die Konstruktion der Repräsentierten als politisches Subjekt, „d.h. als Einheit mit gemeinsamen Interessen, Forderungen oder Perspektiven“ (Cress 2018: 32 f.) als problematisch wahrgenommen wird, weil das Objekt der Repräsentation nicht einfach gegeben ist, sondern in Machtgefügen hergestellt werden muss, die potentiell gewaltförmig sind (vgl. ebd.). Das spannungsreiche Verhältnis zwischen Universalismus und Partikularismus sowie das daraus resultierende Repräsentationsproblem lassen sich für mein Dafürhalten jedoch nicht sinnvoll innerhalb der feministischen Theorie lösen. Es braucht eine gesellschaftstheoretische Einbettung feministischer Theorien, die eine Arbeit am Begriff zulässt, die zunächst nicht auf das Geschlechterverhältnis gerichtet ist. Erhellend wäre an dieser Stelle also auf Theorien mit hoher Komplexität zurückzugreifen, um mit einem begrifflich scharfen Instrumentarium die feministische Analyse unterstützen zu können. Ich möchte dies beispielhaft anhand Ernesto Laclaus Verhältnisbestimmung von Universalismus und Partikularismus aufzeigen, um die Vorzüge erläutern zu können, die eine stärkere gesellschaftstheoretische Rückbindung für die feministische Erkenntnistheorie meiner Meinung nach hätte.

Ernesto Laclau beschäftigt sich in dem Essayband *Emanzipation und Differenz* sowie in einem Austausch mit Judith Butler und Slavoj Žižek eingehend mit dem Verhältnis von Partikularismus und Universalismus. Laclaus politischer Bezugspunkt bildet dabei die Pluralisierung von Identitäten in Folge des Zusammenbruchs des Eisernen Vorhangs und die Emanzipationsbewegungen durch die neuen sozialen Bewegungen, die ethnische und nationale Identitäten erschütterten (vgl. Laclau 2002: 47). Laclau fragt sich, inwiefern diese Pluralisierung eine einfache Vielfältigung von Identitäten und Partikularismen darstellt und wie sich diese zum Universellen verhalten, nachdem jene Orte, von denen aus universelle Subjekte sprechen konnten, verschwunden sind (vgl. ebd. 46 f.). Der Eurozentrismus, der sich als Repräsentant universeller menschlicher Interessen verstand, wie auch der Marxismus, der die Partei als Repräsentantin der Arbeiterklasse auffasste – und hier könnte ergänzt werden, der Androzentrismus, der den Mann als universelle Sprecherposition einsetzte – führten dazu, Universalismus mit einer dominanten Partikularität gleichzusetzen (vgl. ebd.: 51 f.). Nachdem das Universelle nicht weiter transzendental begründet werden konnte, wurde es „durch [die] Errichtung einer *essentiellen* Ungleichheit der objektiven Positionen sozialer Akteure [Herv. i. O.]“ (Laclau ebd.: 51) gerechtfertigt. Für die neue Linke stellte das Universelle daher mehr ein Hindernis auf dem Weg der Anerkennung verschiedener Identitäten dar. Laclau sieht in der Flucht in das Partikulare jedoch die Probleme der Linken nicht gelöst. Im Gegenteil, Laclau diagnostiziert zwei Folgeprobleme, die sich aus einer rein partikularen Politik ergeben: Erstens stellt er heraus, dass, wenn das Recht auf Partikularität bzw. auf Anerkennung der Differenz das einzig allgemein akzeptierte normative Prinzip wäre, dies zu einem Paradox führen würde. Denn die einzelnen Partikularitäten stünden sich dann lediglich differentiell gegenüber, statt in ein antagonistisches Verhältnis zu treten. Reaktionäre Gruppen wären dann nichts weiter als eine differentielle Gruppe, die sogar noch als eine solche akzeptiert werden müsste (vgl. ebd.: 53). Zweitens setze Differenz einen „totalen Grund, der die Differenzen als Differenz konstituiert“ (ebd.). Aber Differenz erscheint nie als harmlose Unterscheidung, sondern sie entsteht in einem Kontext der ungleichen Machtverhältnisse, welche bestimmte Differenzen anderen unterordnet. Laclau folgert, dass mit der Benennung der Partikularität auch immer Bezug auf diesen Kontext genommen wird.

Für die feministische Erkenntnistheorie sind dies zwei wichtige Einsichten, die das Nachdenken über den Gebrauch der Differenz innerhalb feministischer Theorie systematisieren könnten. Die geschlechtliche Differenz ist immer in ihrem Kontext zu sehen und auch nur dort zu verstehen. Weder eine essentialisierende Form der Differenzannahme, noch eine Verkürzung der Differenz auf eine kulturelle Konstruktion, würden der Bedeutung des Kontexts gerecht werden. Welche Differenzen bedeutsam sind und in welchem Verhältnis sie zueinanderstehen, wird schließlich durch den Kontext vorgegeben. Im Mittelpunkt eines feministischen Erkenntnisinteresses stünde folglich die Aufdeckung der Differenzierungslogik und ihre Funktion im jeweiligen

Kontext. Stellt man nur die differentiellen Identitäten und ihre Koexistenz heraus, so ignoriere man die Machtverhältnisse, welche sie hervorgebracht hätten, so Laclau (vgl. ebd.: 54). Um das Beispiel Intersektionalität hierfür beispielhaft heranzuziehen: Statt die Machtbeziehungen hinter verschiedenen, hierarchisierten Kategorienclustern zu suchen, à la Schwarze Frauen sind unterdrückter als weiße Frauen, weil sich hier Sexismus und Rassismus verschränken, sollte der Blick auf den Kontext gelenkt werden, der Kategorien und ihrer Hierarchisierung ihren Sinn zuschreibt. Je nach Kontext wird sich das Referieren auf die Geschlechterkategorie anders darstellen und nur so kann es gelingen mögliche Muster der Ungleichheit zu identifizieren, statt von pauschalisierten Ungleichheitsannahmen auszugehen.

Wie denkt Laclau nun aber das Verhältnis zwischen Partikularität und Universalität? Zunächst ist festzuhalten, dass beide Begriffe miteinander verbunden und nicht gegenteilig sind. „Das Universelle entspringt dem Partikularen. Nicht als irgendein Prinzip, das dem Partikularen zugrunde liegt und es erklärt, sondern als unvollständiger Horizont, der eine dislozierte Partikularität näht“ (Laclau 2002: 55). Das Partikulare wiederum muss sich universalisieren können, um politisch zu werden. Hierfür muss auf die von Laclau eingeführten Logiken der Differenz und Äquivalenz zurückgegriffen werden: Die „Logik der Differenz“ konstituiert „partikulare Orte“ (Laclau 2013: 240), die als „artikulierte Systeme von Unterscheidungen“ erscheinen (Reckwitz 2011: 305). Aber erst durch die „Logik der Äquivalenz“ kann eine Partikularität politisch werden. Hierzu muss sie ihren rein differentiellen Charakter aufgeben bzw. sich in eine Äquivalenzkette einfügen, die ihr eine Gemeinsamkeit mit anderen Partikularitäten unterstellt, was sie schließlich universalisiert (vgl. Laclau 2013: 259 f.). Die Äquivalenzketten sind dabei nicht singulär zu denken, sondern jede Kette ist von anderen Ketten, die Bedeutungen und Identitäten produzieren, durchkreuzt und gestört (vgl. ebd.: 377). Ähnlich verhält es sich auch mit Subjektpositionen. Diese sind dem Diskurs nicht vorausgesetzt, sondern entstehen durch Artikulationen in ihm und sind damit ungeschlossen (vgl. Laclau/Mouffe 2020 [1985]: 157). Durch die Besetzung des leeren Signifikanten, der Äquivalenzketten ihre Bedeutung gibt und das Unterschiedliche unter sich vereint, kann eine Partikularität die Repräsentation der anderen übernehmen. Dabei hört sie jedoch nicht auf eine Partikularität zu sein, sondern sie muss als eine differentielle Position eine Totalität verkörpern (vgl. Laclau 2007: 30). Da sie mit der Übernahme des leeren Signifikanten nicht mehr nur sich selbst ist, aber eben auch nicht zu einem Identischen mit den repräsentierten Partikularitäten wird, ist eine Repräsentation im Sinne eines identischen Abbildes unmöglich. Und dennoch bleibt die Repräsentation Laclau zufolge notwendig, weil durch sie der Raum des Politischen aufgespannt werden kann (vgl. Laclau 2013: 72). Die Besetzung des Signifikanten durch eine Partikularität bleibt allerdings instabil und zu jeder Zeit umkämpft. Mit Ausdehnung der Äquivalenzkette, kann eine andere Partikularität Anspruch auf die Repräsentation des Universellen erheben (vgl. Laclau 2002: 91). Die hegemoniale Bewegung besteht in der

Einnahme der Repräsentationsfunktion (vgl. Laclau 2013: 375). Der Begriff der Hegemonie verdeutlicht zwar den dominierenden Charakter des Repräsentanten, jedoch ist bedeutet Repräsentation keine einfache und vollständige Übertragung des Willens der Repräsentierten auf den Repräsentanten. Ein gemeinsamer Wille unter dem Repräsentanten bzw. ein geteiltes Interesse der Repräsentierten, entsteht erst durch die Einsetzung eines Repräsentanten, weil sich erst dann die differentiellen Partikularitäten in eine Äquivalenzkette einfügen können (vgl. Laclau 2002: 142 f.). Die Universalisierung ist somit auch immer Vorbedingung jeder Emanzipation (vgl. Laclau 2013: 263) und unverzichtbar für die Erreichung partikularer Rechte. Weil der Platz der Repräsentation und die Differenz- und Äquivalenzsysteme instabil sind, versteht Laclau das Universelle folglich als einen Horizont, „der aus der Ausweitung einer unbegrenzten Kette äquivalentieller Forderungen resultiert“ (Laclau 2002: 63).

Eine feministische Verhältnisbestimmung des Universellen und Partikularen sollte sich nicht in der Feststellung der Unmöglichkeit des Universellen verlaufen, noch reichen „Fragmentierung und Partikularität allein [...], um politische oder erkenntnistheoretische Perspektiven zu formulieren“ (Scheich 1996: 283). Bei einem Rückzug auf das Partikulare würde die feministische Erkenntnistheorie ihren politischen Anspruch verlieren, weil es hierzu, wie bei Laclau gezeigt, eines Signifikanten bedarf, der eine Partikularität insofern universalisiert, als dass sie nicht mehr nur für sich, sondern für etwas steht. Dies würde einen theoretisch pragmatischen Umgang mit dem Repräsentationsproblem feministischer Erkenntnisstandpunkte ermöglichen, weil der Begriff der Repräsentation nicht länger auf die Nichtrepräsentierbarkeit von Partikularitäten durch andere verweist, sondern als Notwendigkeit des Politischen anerkannt wird. Nur durch die Einsetzung eines Repräsentanten kann ein gemeinsames Interesse und ein Verhältnis zu anderen Differenzen herausgebildet werden. Nur so kann Emanzipation ermöglicht werden.

Emanzipation ist jedoch nur zum Preis des Ausschlusses zu haben. Wie gezeigt, bedeutet jede Äquivalenzsetzung auch immer den Ausschluss anderer Teile, weil Äquivalenz nur durch die Negation eines Außen definiert werden kann. Folglich sind die so entstehenden Identitäten nur als „negative Identitäten“ zu denken (vgl. Laclau/Mouffe 2020 [1985]: 164). Objektive Identitäten sind nicht nur unmöglich, sondern eine „positivistische Illusion“ (ebd.: 167). Was also eine Frau ist, lässt sich immer nur als Negation dessen bestimmen, was sie nicht ist. Ausschlüsse sollten in der feministischen Theorie daher nicht als Problem oder gar als Widerspruch zu den eigen gesteckten moralischen Verpflichtungen gesehen werden, sondern als Notwendigkeit und Logik des Politischen. Innerhalb dieser theoretischen Rahmung kann Frauen dann auch wieder eine Ontologie zugesprochen werden – nämlich eine „politische Ontologie“ (Marchart 2010: 215). Eine solche Ontologisierung ist als eine Strategie zu verstehen, „mit deren Hilfe das ‚kritische Subjekt‘ seine Orientierungen und damit auch sich selbst im offenen Feld politischer Auseinandersetzungen stabilisiert“ (Schäfer 2004: 48). Von hier aus könnten Erkenntnispositionen

formuliert werden, die auf eine Ontologie zurückgreifen können, ohne dabei auf eine Essenz oder einen absoluten Unterdrückungszusammenhang Bezug zu nehmen. So könnte die feministische Erkenntnistheorie der Herausforderung begegnen, vom Standpunkt der Frauen bzw. einem feministischen Standpunkt aus, eine universelle Kritik zu üben, ohne diese ontologisch dauerhaft einzuschränken. Die feministische Erkenntnistheorie sollte also nicht an der Abschaffung der Ontologie, sondern an ihrer Reflexion interessiert sein. Und weil sich Partikularitäten in diesem theoretischen Verständnis auch nicht bloß differentiell gegenüberstehen, sondern den Kontext einbeziehen, ließe sich durchaus von Erkenntnispositionen sprechen, die nicht unbedingt privilegiert, aber im Stande sind, neue kritische Einstellungen auf das bisher Wahrgedachte vorzunehmen zu können.

6.2 Theorieflektierende statt theorieimportierender Erziehungswissenschaft?

Die Mädchenarbeit ging aus der Frauenbewegung hervor und wird heute immer wieder mit der Frage konfrontiert, wie zeitgemäß sie in Anbetracht weiterer Diskriminierungsachsen noch ist. Insbesondere Ansätze aus der Migrationspädagogik und der queer-feministischen Theorie und Praxis sowie antirassistische Ansätze fordern die Mädchenarbeit zur Weiterentwicklung auf (vgl. Kauffenstein/Vollmer-Schubert 2014: 8). Intersektionalität und Dekonstruktion sind dabei zu wichtigen theoretischen Konzepten geworden (Busche et al. 2010: 13 ff.; Petersen 2004: 45 ff.; Schmidt 2002), die nicht nur die praktische Mädchenarbeit inspirieren, sondern auch das (reflexive) Nachdenken über Geschlecht in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung stark beeinflussen (Emmerich/Hormel 2013: 143 ff.; Maier 2019; Casale et al. 2005). Barbara Rendtorff verweist darauf, dass die Erziehungswissenschaft auf andere Theoriefelder angewiesen ist und dennoch über diese hinausgehen muss, um die pädagogischen Dimensionen darin zu erschließen (vgl. Rendtorff 2005: 29). Wie Susanne Maurer bemerkt, handelt es sich also nicht um einen bloßen „Theorie-,Import‘ [Herv. i. O.]“, sondern es findet eine kontextuelle Übersetzung in die Sprache der Pädagogik und ihren Gegenstandsbereich statt und somit ist die Frage nach dem Gebrauch und Nutzen importierter Begriffe und Methoden von Bedeutung (vgl. Maurer 2008: 116). Die geschlechterbewusste Erziehungswissenschaft ist folglich in Diskurse der feministischen Theorie verstrickt. In der hier vorliegenden Arbeit konnten Verschiebungen und Kontinuitäten in der feministischen Erkenntnistheorie herausgearbeitet werden, die aufgezeigt haben, dass verschiedene Auffassungen und Verortungen von Geschlecht einen jeweils anderen Erkenntnishorizont aufspannen. Auch die Mädchenarbeit und die erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung wurden in den vergangenen Jahren stark durch postmoderne feministische Theoriediskurse beeinflusst und so muss sich die Mädchenpädagogik nicht nur immer

wieder neu für ihren mädchenzentrierten Ansatz rechtfertigen, sondern wohlmöglich hat sich auch in der Mädchenarbeit und geschlechterbewussten Pädagogik eine Verschiebung in der Problemdefinition und Problemlösung vollzogen. Wenngleich diese Annahme erst noch überprüft werden müsste, so wären hier Fragen von Bedeutung, die auf die pädagogische Adressierung von Mädchen vor dem Hintergrund dekonstruktivistischer und intersektionaler Ansätze zielen oder die das Problembewusstsein mädchenpädagogischer Angebote in reflexiver Weise untersuchen, um das Spannungsfeld zwischen Geschlechterdekonstruktion und dem Empowerment von Mädchen als Mädchen zu beleuchten. Und nicht zuletzt ginge es um die Erforschung, wie genau Differenzannahmen und -begründungen aus der feministischen Theorie in der Erziehungswissenschaft verarbeitet werden. Die Erziehungswissenschaft würde davon profitieren, Erkenntnisordnungen und Erkenntnispolitiken nicht nur „im Gestus der (besserwissenden) Entlarvung“ (Ricken 2011: 15) in anderen Feldern zu thematisieren, sondern die eigenen Erkenntnisordnungen systematisch in den Blick zu nehmen, um eine kritische Einstellung gegenüber importierten Theorien einnehmen zu können. Dies würde zu einer Stärkung erziehungswissenschaftlicher Begriffe und Konzepte und zur Erschließung des pädagogischen Sinns der jeweiligen Theorien führen. Positiv zu bewerten ist sicherlich, dass eine lebendige Diskussion über die Frage des Geschlechts in der Erziehungswissenschaft besteht. Eine Orientierung an Donna Haraways Auffassung des Feminismus als Projekt, das in Bewegung bleiben muss, um zu bestehen, erscheint mir für die weiteren Diskussionen eine gute Ausgangslage zu sein: Es geht um „die Anfechtung, Dekonstruktion und leidenschaftliche Konstruktion, verwobene Verbindungen und [die] Hoffnung auf Veränderung von Wissenssystemen und Sichtweisen“ (Haraway 1996: 229).

Literaturverzeichnis

- Adichie, Chimamanda Ngozi (2016): Mehr Feminismus! Ein Manifest und vier Stories. Frankfurt a. M.. Fischer.
- Alcoff, Linda (1988): Cultural Feminism Versus Poststructuralism: The Identity Crisis in Feminist Theory, *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 13, 3, 405-436.
- Aulenbacher, Brigitte & Riegraf, Birgit (2012): Zeiten des Umbruchs – Zeit zur Reflexion: Einleitung. In: Aulenbacher, Brigitte & Riegraf, Birgit (Hrsg.): Erkenntnis und Methode Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs. 2. Auflage. Wiesbaden. Springer. 9-24.
- Aulenbacher, Brigitte (2020): Geschlecht als Strukturkategorie: Über den inneren Zusammenhang von moderner Gesellschaft und Geschlechterverhältnis. In: Wilz, Sylvia Marlene (Hrsg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen: Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. 2. Auflage. Wiesbaden. Springer. 141-170.
- Bauer, Thomas (2018): Die Vereindeutigung der Welt: Über den Verlust der Mehrdeutigkeit und Vielfalt. 5. Auflage. Ditzingen. Reclam.
- Becker-Schmidt, Regina (2000): Frauenforschung, Geschlechterforschung, Geschlechterverhältnisforschung. In: Becker-Schmidt, Regina & Knapp, Gudrun Axeli: Feministische Theorien: Zur Einführung. Hamburg. Junius. 14-62.
- Behnke, Cornelia & Meuser, Michael (1999): Geschlechterforschung und qualitative Methoden. Opladen. Leske + Budrich.
- Behrens, Melanie (2021): Komplexen Subjektivierungen auf der Spur: Ein methodologischer Ansatz zur Analyse von Machtverhältnissen. Bielefeld. Transcript.
- Benhabib, Seyla (1994): Feminismus und Postmoderne. Ein prekäres Bündnis. In: Benhabib, Seyla; Butler, Judith; Cornell, Drucilla & Fraser, Nancy (Hrsg.): Der Streit um Differenz: Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt a. M.. Fischer. 9-30.
- Benhabib, Seyla (1995): Selbst im Kontext: Kommunikative Ethik im Spannungsfeld von Feminismus, Kommunitarismus und Postmoderne. Frankfurt a. M.. Suhrkamp.
- Ben Saoud, Amira (2021): Übersetzerin Nechyba: "Bei 'farbig' stellt es mir die Haare auf", *Der Standard*, 05.04.2021. Online: <https://www.derstandard.at/story/2000125582884/daphne-nechy-babei-farbig-stellt-es-mir-die-haare-auf> [letzter Zugriff: 26.01.21].
- Berger, Peter (1966): Identity as a problem in the sociology of knowledge, *European Journal of Sociology*, 7, 1, 105-115.
- Biermann, Pieke (1980): "Wir sind Frauen wie andere auch!" Prostituierte und ihre Kämpfe. Hamburg. Rowohlt.
- Bitzan, Maria & Daigler, Claudia (2001): Eigensinn und Einmischung: Einführung in Grundlagen und Perspektiven Parteilicher Mädchenarbeit. Weinheim u. a.. Juventa.
- Brodkorb, Mathias (2021): Am Original vorbeigeschrammt, *Cicero*, 04.04.2021. Online: <https://www.cicero.de/kultur/gedicht-amanda-gorman-uebersetzung-hoffmann-campe> [letzter Zugriff: 26.01.22].
- Bröckling, Ulrich (2017): Gute Hirten führen sanft: Über Menschenregierungskünste. Berlin. Suhrkamp.
- Brubaker, Rogers (2016): Trans: Gender and Race in an Age of Unsettled Identities. Princeton. Princeton University Press.

- Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (2021): Statement zum Lesbenfrühlingstreffen 2021, 27.04.21. <https://mh-stiftung.de/2021/04/27/statement-bmh-lft2021/> [letzter Zugriff: 27.01.22].
- Busche, Mart; Maikowski, Laura; Pohlkamp, Ines & Wesemüller, Ellen (2010): Feministische Mädchenarbeit weiterdenken: Eine Einleitung. In: Busche, Mart; Maikowski, Laura; Pohlkamp, Ines & Wesemüller, Ellen (Hrsg.): *Feministische Mädchenarbeit weiterdenken: Zur Aktualität einer bildungspolitischen Praxis*. Bielefeld. Transcript. 7-20.
- Butler, Judith (1992): Contingent Foundations: Feminism and the Question of "Postmodernism". In: Butler, Judith & Scott, Joan W. (Ed.): *Feminists theorize the Political*. New York u. a.. Routledge. 3-21.
- Butler, Judith (1994a): Phantasmatische Identifizierung und die Annahme des Geschlechts. In: Institut für Sozialforschung Frankfurt (Hrsg.): *Geschlechterverhältnisse und Politik*. Frankfurt a.M.. Suhrkamp. 101-138.
- Butler, Judith (1994b): Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der „Postmoderne“. In: Benhabib, Seyla; Butler, Judith; Cornell, Drucilla & Fraser, Nancy (Hrsg.): *Der Streit um Differenz: Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt a.M.. Fischer. 31-58.
- Butler, Judith (2021) [1991]: *Das Unbehagen der Geschlechter*. 22. Auflage. Frankfurt a.M.. Suhrkamp.
- Casale, Rita; Rendtorff, Barbara; Andresen, Sabine; Moser, Vera & Prengel, Annedore (Hrsg.) (2005): *Geschlechterforschung in der Kritik*. Opladen u. a.. Barbara Budrich.
- Casale, Rita (2014a): Subjekt feministisch gedacht: Zur Verwechslung von Subjekt und Identität in den Gender Studies. In: Fleig, Anne (Hrsg.): *Die Zukunft von Gender: Begriff und Zeitdiagnose*. Frankfurt a. M.. Campus. 76-96.
- Casale, Rita (2014b): Epistemologisierung und Kulturalisierung feministischer Theorien. In: Rendtorff, Barbara; Mahs, Claudia & Riegraf, Birgit (Hrsg.): *40 Jahre Feministische Debatten Resümee und Ausblick*. Weinheim. Beltz. 150-162.
- Cheema, Saba-Nur (2021): Schreiben braucht Solidarität, *taz*, 28.03.21. <https://taz.de/Literatur-und-Identitaet/!5758624/> [letzter Zugriff: 26.01.22].
- Code, Lorraine B. (1981): Is the sex of the knower epistemologically significant?, *Metaphilosophy*, 12, 3/4, 267-276.
- Collins, Patricia Hill (1986): Learning from the Outsider Within: The Sociological Significance of Black Feminist Thought, *Social Problems*, 33, 6, 14-32.
- Collins, Patricia Hill (1989): The Social Construction of Black Feminist Thought, *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 14, 4, 745-773.
- Collins, Patricia Hill (1991): *Black Feminist Thought: Knowledge, Consciousness, and the Politics of Empowerment*. New York. Routledge.
- Collins, Patricia Hill (1997): Comment on Hekman's "Truth and Method: Feminist Standpoint Theory Revisited": Where's the Power?, *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 22, 2, 375-381.
- Collins, Patricia Hill (2019): *Intersectionality as Critical Social Theory*. Durham u. a.. Duke University Press.
- Cress, Anne (2018): Feministische Repräsentationskritik: (Dis-)Kontinuitäten von den ersten deutschen Frauenbewegungen bis in die Gegenwart. *Femina Politica - Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft*, 27, 2, 25-39.

- Davis, Kathy (2013): Intersektionalität als „Buzzword“: Eine wissenschaftssoziologische Perspektive auf die Frage „Was macht eine feministische Theorie erfolgreich?“. In: Lutz, Helma; Herrera Vivar, María Teresa & Supik, Linda (Hrsg.): Fokus Intersektionalität Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. 2., überarbeitete Auflage. Wiesbaden. Springer. 59-74.
- Deutsche Gesellschaft für Transidentität und Intersexualität e.V. (2021): Erklärung der dgti zum Lesben Frühlingstreffen (LFT) 2021, *Pressemitteilung*, 26.04.21.
- Dingler, Catrin (2019): Der Schnitt: Zur Geschichte der Bildung weiblicher Subjektivität. Frankfurt a.M.. Campus.
- DiNicola, Andrea (2021): The differing EU Member States' regulations on prostitution and their cross-border implications on women's rights. Study Requested by the FEMM committee. Brüssel. Europäische Union.
- Dominijanni, Ida (2015): Matrix der Differenz: Zum Unterschied zwischen gender und sexueller Differenz. In: Casale, Rita & Rendtorff, Barbara (Hrsg.): Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung. Bielefeld. Transcript. 139-168.
- Dornhof, Dorothea (2013): Postmoderne. In: Braun, Christina von & Stephan, Inge (Hrsg.): Gender@Wissen: Ein Handbuch der Gender-Theorien. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Köln u. a. Böhlau Verlag. 417-448.
- Emmerich, Marcus & Hormel, Ulrike (2013): Heterogenität – Diversity – Intersektionalität: Zur Logik sozialer Unterscheidungen in pädagogischen Semantiken der Differenz. Wiesbaden. Springer.
- Ernst, Waltraud (1999): Diskurspiratinnen: Wie feministische Erkenntnisprozesse die Wirklichkeit verändern. Wien. Milena.
- Forkel, Victoria (2021): Reaktionäre Krise: TERFs kapern lesbische Community, *Männer**, 24.04.21. Online: <https://www.maenner.media/gesellschaft/community/terfs-lft-lesben-bremen/> [letzter Zugriff: 27.01.22].
- Forkel, Victoria & Knuth, Christian (2021): Interview Genderdebatte: Wenn Feminismus die hässliche Schwester von Rassismus wird. *Männer**, 06.06.21. Online: https://www.maenner.media/gesellschaft/politik/interview-genderideologie-fem-cis-mus-undclaudia_mine_wenzel/ [letzter Zugriff: 27.01.22].
- Forster, Edgar (2019): Die Frage nach epistemischer Normativität in der Erziehungswissenschaft. In: Meseth, Wolfgang; Casale, Rita; Tervooren, Anja & Zirfas, Jörg (Hrsg.): Normativität in der Erziehungswissenschaft. Wiesbaden. Springer. 139-156.
- Frauen*kampftag Berlin (2020): Beiträge. Online: <https://frauenkampftagberlin.wordpress.com/beitraege/> [letzter Zugriff: 03.05.2020].
- Fröhlich, Fabienne (2018): Feministische Mädchenarbeit, Gender Glossar. Online: <http://gender-glossar.de> [letzter Zugriff: 23.03.22].
- Gildemeister, Regine (2022): Die 'Soziologie der Geschlechterverhältnisse' am Institut für Soziologie in Tübingen, Vortrag am 19.01.2022 am Institut für Soziologie der Universität Tübingen.
- Goel, Urmila (2020): Intersektional Forschen – kontextspezifisch, offen, selbst-reflexiv. In: Biele Mefebue, Astrid; Bührmann, Andrea & Grenz, Sabine (Hrsg.): Handbuch Intersektionalitätsforschung. Wiesbaden. Springer. 1-13.
- Gümüşay, Kübra (2021): Amanda Gorman in deutscher Übersetzung, Videomitschnitt der Toledo Talks 04.06.21. Online: <https://lcb.de/programm/the-hill-we-climb/> [letzter Zugriff: 26.01.22].

- Haraway, Donna J. (1996): Situiertes Wissen: Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: Scheich, Elvira (Hrsg.): Vermittelte Weiblichkeit: Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie. Hamburg. Hamburger Edition. 217-248.
- Harding, Sandra (1994): Das Geschlecht des Wissens: Frauen denken die Wissenschaft neu. Frankfurt a.M. u. a.. Campus.
- Harding, Sandra (1997): Comment on Hekman's "Truth and Method: Feminist Standpoint Theory Revisited": Whose Standpoint needs the Regimes of Truth and Reality? *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 22, 2, 382-391.
- Harding, Sandra (2004): Introduction: Standpoint Theory as a Site of Political, Philosophic, and Scientific Debate. In: Harding, Sandra (Ed.): *The Feminist Standpoint Theory Reader: Intellectual and Political Controversies*. New York u. a.. Routledge. 1-16.
- Harding, Sandra (2015): *Objectivity and Diversity: Another Logic of Scientific Research*. Chicago u. a.. Chicago University Press.
- Hark, Sabine (2005): *Dissidente Partizipation: Eine Diskursgeschichte des Feminismus*. Frankfurt a. M.. Suhrkamp.
- Hark, Sabine (2013): Sichtverengungen: Grenzen von „Intersektionalität“, *Erwägen, Wissen, Ethik*, 24, 3, 388-390.
- Hark, Sabine (2014): Schweigen die Sirenen? Epistemische Gewalt und feministische Herausforderungen. In: Hobeuß, Steffi & Tams, Nicola (Hrsg.): *Lassen und Tun. Kulturphilosophische Debatten zum Verhältnis von Gabe und kulturellen Praktiken*. Bielefeld. Transcript. 99-118.
- Hark, Sabine & Villa, Paula-Irene (2017): *Unterscheiden und herrschen: Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart*. Bielefeld. Transcript.
- Hark, Sabine & Meißner, Hanna (2019): Das Denken des Möglichen. In: Bittlingmayer, Uwe H.; Demirović, Alex & Freytag, Tatjana (Hrsg.): *Handbuch Kritische Theorie*. Wiesbaden. Springer. 755-778.
- Hartsock, Nancy C. M. (1983): The Feminist Standpoint: Developing the ground for specifically Feminist Historical Materialism. In: Harding, Sandra & Hintikka, Merrill B. (Ed.): *Discovering Reality: Feminist Perspectives on Epistemology, Metaphysics, Methodology, and Philosophy of Science*. New York u. a.. Kluwer Academic Publishers. 283-310.
- Hartsock, Nancy C. M. (1997): Comment on Hekman's "Truth and Method: Feminist Standpoint Theory Revisited": Truth or Justice?, *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 22, 2, 367-374.
- Hartsock, Nancy C. M. (1998): Standpoint Theories for the Next Century, *Women & Politics*, 18, 3, 93-101.
- Haruna-Oelker, Hadija (2021): Amanda Gorman in deutscher Übersetzung, Videomitschnitt der Toledo Talks, 04.06.21. Online: <https://lcb.de/programm/the-hill-we-climb/> [letzter Zugriff: 26.01.22].
- Hekman, Susan (1997): Truth and Method: Feminist Standpoint Theory Revisited, *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 22, 2, 341-365.
- Holland-Cunz, Barbara (2018): Was ihr zusteht: Kurze Geschichte des Feminismus, *APuZ*, 68, 17, 4-11.
- Honneth, Axel (2020): Gibt es ein emanzipatorisches Erkenntnisinteresse? Versuch der Beantwortung einer Schlüsselfrage kritischer Theorie. In: Honneth, Axel: *Die Armut unserer Freiheit: Aufsätze 2012-2019*. Berlin. Suhrkamp. 290-319.
- hooks, bell (1984): *Feminist Theory: From margin to center*. Boston. South End Press.

- Horkheimer, Max (1970) [1937]: Traditionelle und Kritische Theorie. In: Horkheimer, Max: Traditionelle und Kritische Theorie: Vier Aufsätze. Frankfurt a. M.. Fischer. 12-56.
- Horn, Klaus-Peter (2014): Pädagogik/Erziehungswissenschaft der Gegenwart – Zur Entwicklung der deutschen Erziehungswissenschaft im Spiegel ihrer disziplinären Selbstreflexion (1910 – 2010), *Zeitschrift für Pädagogik*, 60. Beiheft, 14-32.
- Jung, Tina (2016): Kritik als demokratische Praxis: Kritik und Politik in Kritischer Theorie und feministischer Theorie. Münster. Westfälisches Dampfboot.
- Kaschuba, Gerrit; Kirleis, Edda & Schulte, Birgitta M. (2020): Identitätspolitik – emanzipatorisch oder reaktionär? Intersektionale Perspektiven, *Gender Blog*. Online: <https://www.gender-blog.de/beitrag/identitaetspolitik-intersektionale-perspektiven> [letzter Zugriff: 04.03.22].
- Kauffmanstein, Evelyn & Vollmer-Schubert, Brigitte (2014): Mädchenarbeit im Wandel: Bleibt alles anders? Einleitung. In: Kauffmanstein, Evelyn & Vollmer-Schubert, Brigitte (Hrsg.): Mädchenarbeit im Wandel: Bleibt alles anders?. Weinheim u. a.. Beltz Juventa. 7-14.
- Keller, Reiner (2011): Diskursforschung: Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. 4. Auflage. Wiesbaden. Springer.
- Kerner, Ina (2020): Provinzialismus und Semi-Intersektionalität: Fallstricke des Feminismus in postkolonialen Zeiten, *Feministische Studien*, 38, 1, 76-93.
- Klinger, Cornelia (2012): Für einen Kurswechsel in der Intersektionalitätsdebatte, *Portal Intersektionalität*. Online: <http://portal-intersektionalitaet.de/theoriebildung/ueberblickstexte/klinger/> [15.2.22].
- Knapp, Gudrun-Axeli (1994): Politik der Unterscheidung. In: Institut für Sozialforschung Frankfurt (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse und Politik. Frankfurt a. M.. Suhrkamp. 262-287.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2000): Achsen der Differenz – Strukturen der Ungleichheit. In: Becker-Schmidt, Regina & Knapp, Gudrun-Axeli: Feministische Theorien: Zur Einführung. Hamburg. Junius. 103-123.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2005): „Intersectionality“ - ein neues Paradigma feministischer Theorie? Zur transatlantischen Reise von „Race, Class, Gender“, *Feministische Studien*, 1, 68-81.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2012): Im Widerstreit: Feministische Theorie in Bewegung. Wiesbaden. Springer.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2013): Zur Bestimmung und Abgrenzung von „Intersektionalität“: Überlegungen zu Interferenzen von „Geschlecht“, „Klasse“ und anderen Kategorien sozialer Teilung, *Erwägen, Wissen, Ethik*, 24, 3, 341-354.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2015): „Intersectionality“ – ein neues Paradigma der Geschlechterforschung? In: Casale, Rita & Rendtorff, Barbara (Hrsg.): Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung. Bielefeld. Transcript. 33-53.
- Knippals, Dirk (2021): Eine verpasste Gelegenheit, *taz*, 30.03.21. Online: <https://taz.de/Debatte-um-Gedicht-von-Amanda-Gorman/!5758644/> [letzter Zugriff: 26.01.22].
- Laclau, Ernesto (2002): Emanzipation und Differenz. Wien. Turia und Kant.
- Laclau, Ernesto (2007): Ideologie und Post-Marxismus. In: Nonhoff, Martin (Hrsg.): Diskurs – radikale Demokratie – Hegemonie: Zum politischen Denken von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe. Bielefeld. Transcript. 25-39.
- Laclau, Ernesto (2013): Identität und Hegemonie: Die Rolle der Universalität in der Konstitution von politischen Logiken. In: Butler, Judith; Laclau, Ernesto & Žižek, Slavoj: Kontingenz, Hegemonie, Universalität: Aktuelle Dialoge zur Linken. Wien u. a.. Turia und Kant. 57-112.

- Laclau, Ernesto & Mouffe, Chantal (2020) [1985]: Hegemonie und radikale Demokratie: Zur Dekonstruktion des Marxismus. 6., überarbeitete Auflage. Wien. Passagen.
- Lesbenfrühling e.V. (o.J.a): Beschluss 2019. Online: <https://www.lesbenfruehling.de/de/ueber-das-lft/lft-beschluesse.html> [letzter Zugriff: 27.01.22].
- Lesbenfrühling e.V. (o.J.b): LFT Beschlüsse und Protokolle. Protokolle aus 2016, 2017, 2018, 2019. Online: <https://www.lesbenfruehling.de/de/ueber-das-lft/lft-beschluesse.html> [letzter Zugriff: 27.01.22].
- Lesbenfrühlingstreffen (2021a): Teilnehmerinnen. Online: <https://lft2021.de/teilnehmerinnen/> [letzter Zugriff: 27.01.22].
- Lesbenfrühlingstreffen (2021b): Statement der Orga, 29.04.21. Online: <https://lft2021.de/statement-der-orga/> [letzter Zugriff: 27.01.22].
- List, Elisabeth (1989): Denkverhältnisse: Feminismus als Kritik. In: List, Elisabeth & Studer, Herlinde (Hrsg.): Denkverhältnisse: Feminismus als Kritik. Frankfurt a. M.. Suhrkamp.
- List, Elisabeth (1993): Die Präsenz des Anderen: Theorie und Geschlechterpolitik. Frankfurt a. M.. Suhrkamp.
- Lochte, Paula (2021a): Lesbianfrühlingstreffen 2021 in der Kritik: „Wie weit sind wir gekommen, dass wir nicht mehr miteinander reden!“. Interview mit Mahide Lein, *LMag*, 09.05.2021. Online: <https://www.l-mag.de/news-1010/lesbenfruehlingstreffen-2021-in-der-kritik-wie-weit-sind-wir-gekommen-dass-wir-nicht-mehr-miteinander-reden.html> [letzter Zugriff: 27.01.22].
- Lochte, Paula (2021b): Lesbianfrühlingstreffen 2021 in der Kritik: LesbianRing zum LFT 2021: „Die Kämpfe müssen sich verbinden und dürfen nicht trennen“. Interview mit Marion Lüttig, *LMag*, 09.05.2021. Online: <https://www.l-mag.de/news-1010/lesbenring-zum-lft-2021-die-kaempfe-muessen-sich-verbinden-und-duerfen-nicht-trennen.html> [letzter Zugriff: 27.01.22].
- Lochte, Paula (2021c): Lesbianfrühlingstreffen in der Kritik: „Endlich diskutieren wir über Transfeindlichkeit“. Interview mit lou kordts, *LMag*, 15.05.2021. Online: <https://www.l-mag.de/news-1010/lesbenfruehlingstreffen-2021-in-der-kritik-endlich-diskutieren-wir-ueber-transfeindlichkeit.html> [letzter Zugriff: 27.01.22].
- Lohner, Eva Maria & Stauber, Barbara (2016): Mädchenarbeit und die Herausforderungen der neueren gendertheoretischen Debatten. In: Zipperle, Mirjana; Bauer, Petra; Stauber, Barbara & Trepow, Rainer (Hrsg.): Vermitteln: Eine Aufgabe von Theorie und Praxis Sozialer Arbeit. Wiesbaden. Springer. 55-66.
- Lotter, Maria-Sibylla (2019): Schuld und Identität: Wie sich eine Praxis der Aussöhnung in eine Praxis der Spaltung verwandelt. In: Kostner, Sandra (Hrsg.): Identitätslinke Läuterungsagenda: Eine Debatte zu ihren Folgen für Migrationsgesellschaften. Stuttgart. Ibidem. 181-208.
- Lou (2021): Thread über das LFT 2021. *Twitter*, 18.04.21. <https://twitter.com/epicLouT/status/1383751643246731273> [letzter Zugriff: 27.01.22]
- Löw, Martina (2001): Feministische Perspektiven auf „Differenz“ in Erziehungs- und Bildungsprozessen. In: Lutz, Helma & Wenning, Norbert (Hrsg.): Unterschiedlich verschieden: Differenz in der Erziehungswissenschaft. Opladen. Leske + Budrich. 111-214.
- Ludwig, Gundula (): Feministische Theorien als umkämpfte Praxen. In: Birkle, Carmen; Kahl, Ramona; Ludwig, Gundula & Maurer, Susanne (Hrsg.): Emanzipation und feministische Politiken: Verwicklungen, Verwerfungen, Verwandlungen. Sulzbach. Helmer. 27-31.
- Lukács, Georg (1973) [1919]: Der Funktionswechsel des historischen Materialismus. In: Lukács, Georg: Schriften zur Ideologie und Politik. 2. Auflage. Darmstadt u. a.. Luchterhand. 82-122.

- Lutz, Helma; Vivar, María Teresa Herrera & Supik, Linda (2013): Fokus Intersektionalität: Eine Einleitung. In: Lutz, Helma; Herrera Vivar, María Teresa & Supik, Linda (Hrsg.): Fokus Intersektionalität: Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. 2., überarbeitete Auflage. Wiesbaden. Springer. 9-34.
- Maier, Maja S. (2019): Erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung? Ein Essay zu Verhältnisbestimmung und Forschungsprogramm. In: Baar, Robert; Hartmann, Jutta & Kampshoff, Marita (Hrsg.): Geschlechterreflektierte Professionalisierung. Geschlecht und Professionalität in pädagogischen Berufen. Opladen u. a.. Barbara Budrich. 15-29.
- Maihofer, Andrea (1994): Geschlecht als Existenzweise: Einige kritische Anmerkungen zu aktuellen Versuchen zu einem neuen Verständnis von „Geschlecht“. In: Institut für Sozialforschung Frankfurt (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse und Politik. Frankfurt a. M.. Suhrkamp. 168-187.
- Maihofer, Andrea (1995): Geschlecht als Existenzweise: Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz. Frankfurt a. M.. Helmer.
- Marchart, Oliver (2010): Die politische Differenz: Zum Denken des Politischen bei Nancy, Lefort, Badiou, Laclau und Agamben. Berlin. Suhrkamp.
- Maurer, Susanne (1996): Zwischen Zuschreibung und Selbstgestaltung: Feministische Identitätspolitiken im Kräftefeld von Kritik, Norm und Utopie. Tübingen. Edition Diskord.
- Maurer, Susanne (2008): Merkwürdige Selbst-Vergessenheit? Thematisierungsdynamiken im Kontext feministischer Theoriebildung. In: Casale, Rita & Rendtorff, Barbara (Hrsg.): Was kommt nach der Geschlechterforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung. Bielefeld. Transcript. 101-119.
- Merl, Thorsten; Mohseni, Maryam & Mai, Hanna: Pädagogik in Differenz- und Ungleichheitsverhältnissen: Eine Einführung. In: Mai, Hanna; Merl, Thorsten & Mohseni, Maryam (Hrsg.): Pädagogik in Differenz und Ungleichheitsverhältnissen: Aktuelle erziehungswissenschaftliche Perspektiven zur pädagogischen Praxis. Wiesbaden. Springer. 1-18.
- Mies, Maria (1978): Methodische Postulate der Frauenforschung: Dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen, *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 1, 1, 7-25.
- Mies, Maria (1984): Frauenforschung oder feministische Forschung? Die Debatte um feministische Wissenschaft und Methodologie, *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 7, 11, 40-60.
- Millett, Kate (1981): Das verkaufte Geschlecht: Die Frau zwischen Gesellschaft und Prostitution. 4. Auflage. Köln. Kiepenheuer & Witsch.
- Nash, Jennifer C. (2019): Black Feminism Reimagined: After Intersectionality. Durham u. a.. Duke University Press.
- Noetzel, Thomas (1999): Authentizität als politisches Problem: Ein Beitrag zur Theoriegeschichte der Legitimation politischer Ordnung. Berlin. Akademie Verlag.
- Passmann, Sophie (2019): Alte weiße Männer: Ein Schlichtungsversuch. Köln. Kiepenheuer & Witsch.
- Paulitz, Tanja (2019): Parteilichkeit – Objektivität: Frauen- und Geschlechterforschung zwischen Politik und Wissenschaft. In: Kortendiek, Beate; Riegraf, Birgit & Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden. Springer. 155-164.
- Paulitz, Tanja (2021): Die Überwindung der Sex/Gender Unterscheidung als Errungenschaft der Gender Studies? Zur Problematik eines dominanten Narrativs, *Feministische Studien*, 2, 352-372.
- Penny, Laurie (2015): Unsagbare Dinge: Sex, Lügen und Revolution. Hamburg. Nautilus Flugschrift.

- Petersen, Kerstin (2004): Feministische Mädchenarbeit gestern und heute, *IFF Info: Zeitschrift des Interdisziplinären Frauenforschungs-Zentrums*, 21, 27, 43-56.
- Pfister, René (2021): Wer schreit, gewinnt, *Spiegel online*, 05.03.21. Online: <https://www.spiegel.de/kultur/identitaetspolitik-wer-schreit-gewinnt-a-67fa2f7c-f086-4d07-a19a-bfd65044417c> [letzter Zugriff: 30.08.21].
- Prenzel, Annedore (2019) [1993]: Pädagogik der Vielfalt: Verschiedenheit und Gleichberechtigung in Interkultureller, Feministischer und Integrativer Pädagogik. 4., um ein aktuelles Vorwort ergänzte Auflage. Wiesbaden. Springer.
- Pritsch, Sylvia (2008): Rhetorik des Subjekts: Zur textuellen Konstruktion des Subjekts in feministischen und anderen postmodernen Diskursen. Bielefeld. Transcript.
- Purtschert, Patrica (2021): Was ist Kritik? Feminismus und Alterität, *Feministische Studien*, 1, 137-149.
- RadFem Kollektiv Berlin (2020): Statement. Online: https://www.facebook.com/diestoerenfriedas/posts/1436479936560727?_tn=-K-R [letzter Zugriff: 03.05.2020].
- Ramazanoglu, Caroline & Holland, Janet (2002): *Feminist Methodology: Challenges and Choices*. London. Sage.
- Rauschenbach, Brigitte (1991): *Nicht ohne mich: Vom Eigensinn des Subjekts im Erkenntnisprozeß*. Frankfurt u. a.. Campus.
- Rauschenbach, Brigitte (1995): Erkenntnispolitik als Feminismus: Denkformen und Politikformen im feministischen Bildungsprozeß der Erfahrung, *Die Philosophin*, 6, 11, 33-49.
- Reckwitz, Andreas (2011): Ernesto Laclau: Diskurse, Hegemonien, Antagonismen. In: Moebius, Stephan & Quadflieg, Dirk (Hrsg.): *Kultur: Theorien der Gegenwart*. 2., erweiterte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden. Springer. 300-310.
- Reitz, Tilman (2014): Politik und Ideologie der bürgerlichen Gesellschaft. In: Artus, Ingrid; Krause, Alexandra; Nachtwey, Oliver; Notz, Gisela, Reitz, Tilman; Vellay, Claudius & Weyand, Jan: *Marx für SozialwissenschaftlerInnen: Eine Einführung*. Wiesbaden. Springer. 83-108.
- Rendtorff, Barbara (2005): Strukturprobleme der Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft. In: Casale, Rita; Rendtorff, Barbara; Andresen, Sabine; Moser, Vera & Prenzel, Annedore (Hrsg.): *Geschlechterforschung in der Kritik*. Opladen u. a.. Barbara Budrich. 19-39.
- Ricken, Norbert (2011): Erkenntnispolitik und Konstruktion Pädagogischer Wirklichkeiten: Eine Einführung. In: Reichenbach, Roland; Ricken, Norbert & Koller, Hans-Christoph (Hrsg.): *Erkenntnispolitik und die Konstruktion Pädagogischer Wirklichkeiten*. Paderborn u. a.. Ferdinand Schöningh. 9-24.
- Roig, Emilia (2021): *Why we matter: Das Ende der Unterdrückung*. Berlin. Aufbau.
- Rüther, Tobias (2021): Ist das Entmündigung?, *FAZ*, 07.03.21. Online: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/debatte-um-die-uebersetzung-der-amerikanischen-dichterin-amanda-gorman-17228967.html> [letzter Zugriff: 26.01.22].
- Schäfer, Alfred (2004): Kritik und Subjekt: Anmerkungen zu einem problematischen Implikationsverhältnis. In: Pongratz, Ludwig; Nieke, Wolfgang & Masschelein, Jan (Hrsg.): *Kritik der Pädagogik – Pädagogik als Kritik*. Opladen. Leske + Budrich. 29-50.
- Schäfer, Alfred (2020): Kritik – Repräsentation – Schuld: Anmerkungen zu einer moralisierenden Figur der Diskriminierungskritik. In: Büniger, Carsten & Czejkowska, Agnieszka (Red.): *Political Correctness und pädagogische Kritik: Jahrbuch für Pädagogik 2018*. Berlin. Peter Lang. 69-83.

- Scheich, Elvira (1996): Verstehen und Differenz: Ein Kommentar zum Verhältnis von Subjektivität, Erfahrung und Erkenntnis in der feministischen Theorie. In: Scheich, Elvira (Hrsg.): Vermittelte Weiblichkeit: Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie. Hamburg. Hamburger Edition. 276-291.
- Schlüter, Anne (2019): Erziehungswissenschaft: Geschlecht als Kategorie für pädagogische Praxis und erziehungswissenschaftliche Forschung. In: Kortendiek, Beate; Riegraf, Birgit & Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung, Geschlecht und Gesellschaft. Wiesbaden. Springer. 673-681.
- Schmidt, Andrea (2002): Balanceakt Mädchenarbeit: Beiträge zu dekonstruktiver Theorie und Praxis. Frankfurt a. M.. IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Schmincke, Imke (2015): Von der Befreiung der Frau zur Befreiung des Selbst: Eine kritische Analyse der Befreiungssemantik in der (Neuen) Frauenbewegung. In: Eitler, Pascal & Elberfeld, Jens (Hrsg.): Zeitgeschichte des Selbst: Therapeutisierung - Politisierung – Emotionalisierung. Bielefeld. Transcript. 217-237.
- Schneider, Jens (2021): Identitätspolitik: Der Einspruch gegen die unhinterfragte Norm, *Frankfurter Rundschau*, 22.03.21. Online: <https://www.fr.de/kultur/gesellschaft/identitaetspolitik-der-einspruch-gegen-die-unhinterfragte-norm-90256894.html> [letzter Zugriff: 26.01.22].
- Schwarzer, Alice (1981): Vorwort zur Neuauflage von 1981. In: Millett, Kate: Das verkaufte Geschlecht: Die Frau zwischen Gesellschaft und Prostitution. 4. Auflage. Köln. Kiepenheuer & Witsch.
- Schwidlinski, Pierre (2020): Erlebte Authentizität: Diskursive Herstellung von Authentizität zwischen Performanz und Zuschreibung. Berlin u. a.. De Gruyter.
- Singer, Mona (2015): Geteilte Wahrheit: Feministische Epistemologie, Wissenssoziologie und Cultural Studies. Wien. Löcker.
- Soiland, Tove (2008): Die Verhältnisse gingen und die Kategorien kamen: Intersectionality oder vom Unbehagen an der amerikanischen Theorie, *Querelles-Net*, 26. Online unter: <https://www.querelles-net.de/index.php/qn/article/view/694/702> [letzter Zugriff: 18.12.21].
- Soiland, Tove (2011): Zum problematischen Cultural Turn in der Geschlechterforschung. In: Rita Casale, Edgar Forster (Hrsg.): Ungleiche Geschlechtergleichheit: Geschlechterpolitik und Theorien des Humankapitals. Opladen u. a.. Barbara Budrich. 17-32.
- Soiland, Tove (2013): Subversion, wo steckst Du? Eine Spurensuche an Universitäten. In: Graf, Julia; Ideler, Kerstin & Klinger, Sabine (Hrsg.): Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt: Theorie, Praxis, Perspektiven. Opladen u. a.. Barbara Budrich. 93-114.
- Stichweh, Rudolf (2000): Semantik und Sozialstruktur: Zur Logik einer systemtheoretischen Unterscheidung. In: Tänzler, Dirk; Knoblauch, Hubert & Soeffner Hans-Georg (Hrsg.): Neue Perspektiven der Wissenssoziologie. Konstanz. UVK. 157-171.
- Stokowski, Margarete (2018): Die letzten Tage des Patriarchats. Hamburg. Rowohlt.
- Stögner, Karin (2021): Intersektionalität zwischen Ideologie und Kritik. In: Beyer, Heiko & Schauer, Alexandra (Hrsg.): Die Rückkehr der Ideologie: Zur Gegenwart eines Schlüsselbegriffs. Frankfurt u. a.. Campus. 431-466.
- Strätling Uda (2021): Amanda Gorman in deutscher Übersetzung, Videomitschnitt der Toledo Talks, 04.06.21. Online: <https://lcb.de/programm/the-hill-we-climb/> [letzter Zugriff: 26.01.22].
- Taylor, Charles (2018) [1991]: The Ethics of Authenticity. Cambridge u. a.. Harvard University Press.
- Toepfer, Georg (2020): Diversität: Historische Perspektiven auf einen Schlüsselbegriff der Gegenwart, *Zeithistorische Forschungen*, 17, 130-144.

- Vellay, Claudius (2014): Dialektik und historischer Materialismus. In: Artus, Ingrid; Krause, Alexandra; Nachtwey, Oliver; Notz, Gisela, Reitz, Tilman; Vellay, Claudius & Weyand, Jan: Marx für SozialwissenschaftlerInnen: Eine Einführung. Wiesbaden. Springer. 29-50.
- Vertovec, Steven (2012): "Diversity" and the Social Imaginary, *European Journal of Sociology*, 53, 3, 287-312.
- Villa Braslavsky, Paula-Irene (2020): Post-Ismen: Geschlecht in Postmoderne und (De)Konstruktion. In: Wilz, Sylvia Marlene (Hrsg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen: Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. 2. Auflage. Wiesbaden. Springer. 205-237.
- Walgenbach, Katharina (2011): Intersektionalität als Analyseparadigma kultureller und sozialer Ungleichheiten. In: Bilstein, Johannes; Ecarius, Jutta & Keiner, Edwin (Hrsg.): Kulturelle Differenzen und Globalisierung: Herausforderungen für Erziehung und Bildung. Wiesbaden. VS Verlag für Sozialwissenschaften. 113-132.
- Winant, Terry (1987): The Feminist Standpoint: A Matter of Language, *Hypatia*, 2, 1, 123-148.
- Wohlrab-Sahr, Monika (1993): Empathie als methodisches Prinzip? Entdifferenzierung und Reflexivitätsverlust als problematisches Erbe der "methodischen Postulate zur Frauenforschung". *Feministische Studien*, 11, 2, 128-139.
- Wolf, Kerstin (2017): Anna Pappritz: Die Rittersgutstochter und die Prostitution. Sulzbach. Helmer.
- Young, Iris Marion (1994): Geschlecht als serielle Kollektivität: Frauen als soziales Kollektiv. In: Institut für Sozialforschung Frankfurt (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse und Politik. Frankfurt a. M.. Suhrkamp. 221-261.